

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrierten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreislifte für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4 gespaltete Beitzelle oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennige. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Benthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Die Verwirrung der Geister.

Ein hervorragender Politiker sprach sich jüngst uns gegenüber dahin aus, einer der Hauptfehler unserer Zeitverhältnisse bestehe in einer noch kaum dagewesenen Verwirrung der Geister.

Nun, an Kardenkenden und zielbewußten Leuten ist noch niemals Ueberfluß gewesen. Daß aber heute eine besonders weitgehende Verwirrung der Geister eingetreten ist, wollen wir auch nicht bestreiten. Wer möchte heute einen der politischen Begriffe genau so auffassen, wie er dem Wortlaut nach sich darstellt. Was ist aus den Begriffen „Recht“, „Freiheit“ u. s. w. geworden, mit denen man früher bestimmte volkswirtschaftliche Bestrebungen bezeichnete? Heute führt diese Worte Jedermann in seinem Munde; die Schwarzen so gut wie die Nationalliberalen, die Junker und Agrarier so gut wie die Fortschrittler. Die widerwärtigste Knechtschaft der Neuzeit, die Abhängigkeit des wirtschaftlich Schwachen von dem wirtschaftlich Starken, der Zwang für den ersteren, mit dem letzteren unter ungleichen Bedingungen zu konkurrieren, wird von einer gewissen Richtung für die „wirtschaftliche Freiheit“ erklärt. Die Phrase dominiert nach wie zuvor und oftmals die Phrase in ihrer heuchlerischsten Form. Viele Tausende von Wählern glauben heute noch, die Deuße des Ultramontanismus, „Wahrheit, Freiheit und Recht“, sei vollkommen aufrichtig gemeint. Es ist nicht tröstlich, daß es so ist, allein es ist so.

Besonders die Arbeiterklasse hat viel unter dem hohlen Phrasenmachertum zu leiden. Da drängen sich eine Menge von „Freunden“ an sie heran, die für das „Wohl“ der Arbeiter besorgt zu sein vorgeben und die doch nach Aufschauungen und sonstigen Eigenschaften ganz und gar den „rückständigen“ Elementen angehören. Man denke nur an Stöcker und Genossen. Da darf man sich nicht wundern, daß die Verwirrung der Geister nicht klein ist. Aber bei alledem darf man nicht übersehen, daß die geistigen Zustände doch immer nur als Reaktionen der materiellen und sozialen Verhältnisse erscheinen. Ist unter den letzteren viel Sumpf oder viel Versumpfung vorhanden, so werden auch in der geistigen Atmosphäre Miasmen aufsteigen, die uns nicht angenehm berühren. Das kann gar nicht anders sein und ist auch immer so gewesen.

Aber wenn die Frage aufgeworfen wird, wie an die Stelle dieser Verwirrung die nötige Klarheit treten soll, dann mögen die verschiedensten Antworten zu vernehmen sein. Der Eine wird sich damit begnügen, zu sagen: „Durch allgemeine Bildung!“ und wird mit dieser banalen Phrase seiner Zeit genug gethan zu haben glauben. Der Andere wird sich viel weiser dünken und wird sagen:

„Durch Verbesserung des Unterrichts!“ und der Dritte wird Beide übertrumpfen wollen, indem er das Heilmittel in einer besseren Presse sieht.

Na und für sich mögen ja alle drei nicht Unrecht haben; aber sie sagen alle nicht, auf welchem Wege wir dahin gelangen können. Und da wollen wir denn auch unser Scherflein dazu geben und sagen: dem Volke gehört nicht nur Brod und Unterricht und Bildung, sondern auch — Zeit!

Das ist gewiß nicht neu und wir wissen das so gut wie andere Leute. Aber wir wollen nur ausführen, daß der Mangel an Zeit auch einen großen Theil der Verschulbung an der Verirrung der Geister trägt.

Wir leben in einer Periode der Ueberhäufung, die zur Nervosität führt. Der ganze Produktions- und Zirkulationsprozeß der Waaren, die Verkehrsbeziehungen und was alles damit zusammenhängt, geht mit einer ungeheuren Schnelligkeit vor sich. Das Zeitalter des Dampfes und der Telegraphen zwingt auch den Menschen, eine Reihe seiner Arbeiten und Verrichtungen schneller zu erledigen, als sonst, und seine Kräfte auf das Neueste anzustrengen und auszunützen. Mit welcher Hastigkeit müssen heute die Aufträge in den großen Etablissements erledigt werden, wenn man auf dem großen Markte die Konkurrenz zu halten im Stande sein will? Auch der geistigen Thätigkeit hat sich dies Ueberhaufen mitgetheilt! Was würde der Buchdrucker, der vor 300 Jahren gelebt hat, sagen, wenn er heute sähe, wie eine Zeitung hergestellt und wie rasch alles Neue verarbeitet wird!

Dieses Ueberhaufen, dieses nimmermüde Anstrengen und Mühen bei Tag und Nacht verbraucht Gehirn und Muskeln rascher als sonst und die Nerven werden schnell schlaff. Der nervös angegriffene Mensch aber sieht die Welt, die allgemeinen Zustände und die persönlichen Verhältnisse anders an, als der gesunde; Alles erscheint ihm verzerrt wie in einem Hohlspiegel. Das trägt zur Verwirrung der Begriffe mehr bei als Worte.

Der Eine glaubt, es stünde eine gänzliche Umwandlung aller Verhältnisse bevor; der Andere ist Pessimist und glaubt, es könne überhaupt nichts mehr besser werden. Der Dritte endlich ist ganz abgestumpft und kümmert sich um gar nichts. Ihnen allen fehlt Zeit und abermals Zeit. Sie müssen Zeit haben, um auszurufen, damit ihre Nerven nicht zu sehr angestrengt und dadurch entweder überreizt oder abgestumpft werden. Dann gewinnen sie auch jene innere Festigkeit, die erforderlich ist, um die Verhältnisse zu überblicken und die nötige Einsicht in den Gang der Entwicklung zu gewinnen. Daraus entspringt dann jene Klarheit und Zielbewußtheit, gegen die alle Phrase ohnmächtig ist.

Wir wissen wohl, daß es kein alleiniges Heilmittel

gibt und betrachten auch die Gewinnung von Zeit, also die staatliche Festsetzung und Einschränkung der Arbeit, nicht entfernt als ein solches. Wir wollen nur die erwähnte Verwirrung der Geister auf ihre wahren Ursachen zurückführen.

Wie einerseits diejenigen hoch zu achten sind, die, hineingezogen in den wildwirbelnden und hastigen Produktionsprozeß von heute, dennoch die nötige Geisteskraft bewahrt haben — und ihrer sind glücklicher Weise nicht wenige — so mag andererseits Jedermann bestrebt sein, für Gewinnung von Zeit zu wirken. Dann wird die Nervosität und mit ihr auch die Begriffsverwirrung abnehmen.

Politische Uebersicht.

Unsere sozialreformerische Regierung ist jetzt glücklich da angelangt, wo Herr Schulze-Deitrich vor mehr als zwanzig Jahren stand, nämlich bei der Begeisterung für Rohstoffgenossenschaften, Magazingenossenschaften und Genossenschaften zur gemeinsamen Anschaffung und Benutzung von Maschinen und Hilfsmaschinen. Wenigstens läßt der Regierungspräsident von Breslau, Freiherr v. Conried, durch seine Unterbehörden, Landräthe und Magistrat derartige Mittelstellen allen Innungen aufs wärmste empfehlen. Nichts gelernt und Vieles vergessen! — möchte man angesichts dieser verlorenen Liebesmühen der Regierung rufen. Als einst Lassalle seine scharfe Kritik der Schulze'schen Bestrebungen veröffentlichte, da waren es führende konservativ-sozialpolitiker, dem Fürsten Bismarck sehr nahestehende Männer, welche Lassalle Recht gaben und über den deutschen Postlat spotteten. Und dieselbe Regierung, welche sich rühmt, allen europäischen Staaten in den Bahnen der Sozialreform voranzuschreiten, dieselbe Regierung wandelt heute in den Spuren des abgethanen Lassalle! Schulze! Welch ein Triumph für den Verstorbenen! Oder vielmehr, welche ein beschämendes Zeugniß für die Befähigung der modernsten Staats- und Gesellschaftskritiker! — Unsere Stellung zu der Frage ist unseren Lesern bekannt und ebenso einfach wie klar. Wir halten den Großbetrieb für die eigentliche Produktionsform der Zukunft, allerdings den Großbetrieb, der nicht mehr die Arbeiter droilos macht, weil er alles mit weniger Arbeit fertig zu stellen vermag, sondern den Großbetrieb, der die Arbeitslast Aller vermindert und die Genüsse Aller vermehrt, weil er in den Händen von Arbeitergenossenschaften, nicht von einzelnen Unternehmern ruht. Wir wollen also den Großbetrieb, weil er dem Volke später einmal die Arbeit unendlich erleichtern wird. Wir wollen also den Lodeskampf des Handwerks nicht verlängern, wie es die Schulze'schen Genossenschaften thun, sondern abkürzen. Wir wollen die Leidenschaft, in der wir heute leben, nicht verdoppeln, sondern so rasch als möglich mit allem Lebensunfähigen aufräumen. Deshalb bedauern wir die neuesten Regierungsmagazine: sie werden nichts nützen, aber künftige, wirklich erfolgreiche Reformen verzögern und erschweren. Uebri-gens glauben wir nicht, daß das Handwerk noch stark genug ist, irgend Bedeutendes in der vom Breslauer Präsidenten

Feuilleton.

Eine Mutter.

Roman von Friedrich Gerstäcker.

(Fortsetzung)

„Gute Nacht, Mutter!“
„Wo willst Du hin?“
„Noch einmal fort; ich habe mir nur den Schimmel satteln lassen und muß vor Tag wenigstens die Spur haben. Das darf nicht sein, das darf nicht sein, es ist zu furchtbar!“

„Und welchen Zweck hast Du dabei?“
„Welchen Zweck?“ rief George erstaunt. „Dir Deine Tochter wieder zuzuführen — die Ehre unseres Hauses zu retten!“

„Ich habe keine Tochter mehr!“ sagte die Gräfin mit eisiger Kälte. „Und die Ehre unseres Hauses? Glaubst Du, daß es morgen in der Stadt noch eine Dienstmagd giebt, die nicht am Brunnen die Ehre unseres Hauses bespricht?“

Ehe George etwas darauf erwidern konnte, öffnete sich plötzlich die Thür, und der alte Graf, mit einem Anlitze, das auch jeder Blutstropfen verlassen hatte, und gläsernen, stieren Augen, betrat den Saal.

„Mein Vater!“
„Bitte, meine verehrten Herrschaften, behalten Sie Platz!“ sagte der alte Herr mit marterschütternder Freundlichkeit; „meine Paula wird gleich erscheinen — nur ein leichtes Unwohlsein — nur ein ganz leichtes Unwohlsein.“
„Großer, allmächtiger Gott,“ rief George und barg das Anlitze in den Händen, „das ist schrecklich!“

Der alte Graf ging zum Tisch, setzte sich dort auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hand; während er aber so da saß, liefen ihm die großen, hellen Thränen an den Wangen nieder.

„Mein lieber, lieber Vater!“ rief George, sprang zu ihm und umschlang ihn mit den Armen.

„George,“ rief der alte Mann und sah ihn an, „bist Du mir noch geblieben?“

„Mein guter Vater, daß ich Dich jetzt zu Bett geleiten?“

„Ja, geh zu Bett, George,“ drängte auch die Frau, die Ruhe wird Dir gut thun; es ist spät geworden.“ Und sie half ihm dabei von der andern Seite, um ihn vom Stuhl aufzuheben. Der alte Graf richtete sich aber von selber empor.

„Ja, Kinder,“ sagte er, „ich will zu Bett gehen, ich bin recht müde geworden. Deinen Arm, George; so, das geht schon. Gute Nacht, Ottilie, gute Nacht!“ Und mit festen Schritten verließ er, von dem Sohn gestützt, den Saal.

Nach dem Theater.

Gleich nach der Vorstellung des „Hamlet“ ging Fürchtegott Pfeffer nicht unmittelbar nach Hause, denn er fühlte sich so merkwürdig aufgeregt, daß er die Entschuldigung für sich hinreichend hielt, erst noch in der „Hölle“ einen Schoppen Wein zu trinken und etwas Warmes dazu zu essen. Daheim fand er doch nichts weiter, als eine Kasse Thee und ein Butterbrod, oder, wenn er wollte, ein Glas Bier. An jedem andern Abend hätte er sich aber auch vollständig damit begnügt, und war es in der That gar nicht besser gewohnt; heute drängte es ihn aber außerdem, wenn er es sich auch nicht selber gestehen wollte, Menschen zu sehen und ein Urtheil über die Vorstellung zu hören. Er fühlte mit einem Wort das Bedürfniß, sich etwas mittheilen zu lassen.

Gedrängt voll sah aber die Stube schon, als er sie betrat, und ein Durcheinanderwoogen, Sprechen und Debattiren war dort, daß man sein eigenes Wort kaum hören konnte. Aber auch kein Wunder, denn die Vorstellung heute Abend hatte nicht allein schon genug Stoff geboten, sondern man wollte auch den Fadelzug erwarten, der vor dem „Paradies“ vorbei mußte und den zu betrachten der Wirth der „Höllengesellschaft“ eines von seinen Zimmern vorn heraus eingeräumt hatte. Sobald der Zug ankam, sollten sie gerufen werden.

Jetzt dachte aber Niemand an etwas Anderes oder

sprach von etwas Anderem, als dem Erfolg Rebe's und es war eigentlich nur eine Stimme: daß er die Bewohner von Haszburg auf das äußerste überrascht und Niemand ihm ein solches Talent zugetraut habe. Allerdings gab es auch Andersgesinnte und unter diesen Doktor Strohwich, der in der unbestimmten Hoffnung herübergekommen war, Rebe hier zu finden und eine Flasche Champagner mit ihm zu trinken, und jetzt, da er ihn nicht fand, Manches an der „Aufassung“ zu tadeln hatte. Er sollte den „tiefen Sinn“ einzelner Stellen nicht erfassen und gewürdigt, Anderes wieder zu „trivial“ gesprochen haben, und wie die verschiedenen Rezensentenphrasen alle heißen — aber er wurde überstimmt.

„Spielen Sie einmal den Hamlet,“ rief der Maler Arnold dem Doktor entgegen, „so rein vom Blatt weg, ohne Vorbereitung, ohne eine Probe, ohne nur vorher in die Rolle hineinzusehen, und mit kaum Zeit genug, in die Lumpen hineinzufahren! Die Nase rümpfen kann ein Jeder, aber meinen Hals zum Pande, daß unter hundert Schauspielern nicht zehn, ja, nicht drei sind, die ihm das nachmachen!“

„Nun ja, ich habe ja nichts dagegen,“ sagte Strohwich einlenkend, denn er war verschiedener Ursachen wegen noch nicht mit sich im Reinen, ob er entschieden für oder gegen Rebe auftreten sollte; er mußte erst mit ihm „sprechen“. Er hat in der That das Außerordentliche geleistet, und ohne ihn hätte die Vorstellung gar nicht stattfinden können.“

„Wo, zum Henker, kann aber Handor gestrichelt haben,“ rief einer der Offiziere; „hat ihn denn Niemand gesehen?“

„Meine Herren,“ sagte Krauvest, „meine Meinung ist die, daß ihn auch Niemand wieder sehen wird.“

„Nicht wiedersehen?“ rief Alles durcheinander. „Woher wissen Sie das?“

„Das will ich Ihnen sagen,“ meinte Krauvest ruhig, indem er einen Pfropfen aus einer Flasche Rüdesheimer zog und sie auf den Tisch stellte. Heute gegen Abend war er hier, ziemlich aufgeregt, und ließ sich eine Flasche Champagner geben. Morgen ist der Erste, und er hatte vers

gewünschten Richtung zu leisten. Anschließ an das Proletariat ist die einzige richtige Politik für die Handwerker.

Die Beendigung des Polizeikommissar Meyer gerichtet der „Conf. Corr.“ und der „Kreuztg.“ natürlich „zur größten Genugthuung.“ „Die Verurteilung Meyers“, schreiben die konservativen Blätter, „hatte in den Reihen der Sicherheitsmannschaften überall einen höchst niederschlagenden Eindruck hervorgebracht, der jetzt, wo diese Mannschaften sehen, daß sie an entscheidender Stelle einen festen Rückhalt besitzen, schwinden wird.“ Man darf sich also nicht wundern, wenn die Polizeimannschaften recht bald neue Beweise ihres Machtgefühls geben werden.

Unsere Schutzöllner schreiben allmählich vor den Folgen ihrer eigenen Politik zurück. So hat nach der „Magd. Bzg.“ noch kürzlich die Handelskammer von Aachen und Birtscheid durch ihre Eingabe an den preussischen Handelsminister die schädlichen Folgen eines Erstarkens der protektionistischen Bewegung in der Schweiz zur Darstellung gebracht. Wenn an derartige Befürchtungen aber das Ersuchen geknüpft wird, der preussische Herr Handelsminister möge das Seine thun, um einer derartigen Schädigung durch Verhandlungen mit dem betreffenden fremden Staate entgegenzutreten, so kann ein solches Ersuchen nur dann einen verständigen Sinn haben, wenn man damit zugleich zu versichern geben will, daß Deutschland die protektionistischen Wege, auf denen es allen anderen Ländern seit einiger Zeit Schule machend vorangefahren ist, verlassen möge. Es wäre doch zu naiv, wollte eine Regierung, die seit Jahr und Tag in allen Tonarten das Lob von den legendären Wirkungen des Protektionismus gesungen hat, ohne Eingeständnis der begangenen eigenen Thorheit, andere Völker davon abhalten, nach derselben Façon selig zu werden.

Agarisches. Es war ein wunderliches Rezept, welches auf dem in Köhntz abgehaltenen Thüringer Bauern tag der Großgrundbesitzer Vaubinger aus Planzenhagen bei Hannover den deutschen Bauern vorkam, um ihren „Nothstand“ los zu werden. Aufhebung der Grundsteuer, Abschaffung der Goldmünze, sowie der Wechselbarkeit, Abschaffung der frühen Mündigkeitserklärung (mit 21 Lebensjahren), Verbot der Güterteilung! Herr Knauer-Gröbers, Zuckerfabrikant, Mitglied der konservativen Partei des preussischen Abgeordnetenhauses, sagte, nach der „Frankf. Bzg.“, den Vaubingerischen Vorschlägen noch als kräftiges Mittel die Wiedereinführung der Prügelstrafe bei, nicht für die Menschen, sondern nur für die Lumpen, wie er in seiner wichtig sein solgenden, aber in Wirklichkeit abstoßenden Manier bemerkte. Schließlich wurde eine Resolution angenommen, durch welche der Spiritus als ein geeignetes Steuerobjekt erklärt wird, welches im Stande wäre, den überlasteten Kommunalverbänden Steuererleichterung zu gewähren. Ueber die Form dieser Besteuerung, sowie über ihre Höhe verlor er nichts. Der Besuch des Thüringer Bauerntags war ein gegen die früheren Jahre sehr geringer und die von Herrn Vaubinger beantragte Umwandlung der deutschen Bauern, denen man die Weisheit, die freie Verfügung über das Eigenthum nehmen will, in Staatsbürger zweiter Klasse wird ihm bei der großen Mehrheit unserer Bauern den Todesstoß geben, trotz aller Knauer'schen Witz!

Einschränkung des Brennereibetriebes. Aus Bosen ist der „Nordd. Allg. Bzg.“ die Mitteilung zugegangen, daß die Kommission, welche von den Brennereibesitzern und Spiritusinteressenten eingesetzt ist, um Vorschläge zur Hebung des Brennereibetriebes zu machen, beschlossen hat, die Spiritusproduktion um 20 pCt. einzuschränken und die Brennperiode nicht vor dem 1. Oktober zu eröffnen. Man wird diesen Beschluß nach Lage der Dinge nur mit Genugthuung begrüßen können, da die Provinz Posen in dem genannten landwirtschaftlichen Industriezweig unter den preussischen Provinzen — und also um so mehr in Deutschland überhaupt — die Führung hat. Es ist zu hoffen, daß auch die übrigen Brennereibesitzer, namentlich in Brandenburg und Pommern, diesem einschneidenden Akte der Selbsthilfe folgen werden.

Die schlesische Pastoral-Konferenz, welche am 16. d. M. in Legnitz tagte, hat den vom Herrn Pastor Olschhausen eingebrachten Antrag zum Beschluß erhoben, „die Pastoral-Konferenz wolle ihre freundliche Sympathie zu der im Antrag von Hammerstein ausgesprochenen Tendenz auf Herbeiführung größerer Selbstständigkeit der evangelischen Kirche zu erkennen geben.“ Wie das dortige konservativ Blatt sich ausdrückt, hat die schlesische Pastoral-Konferenz durch diese Stellungnahme „in erfreulicher Weise bekundet, daß die evangelische Geistlichkeit auch unserer Provinz ebenso wie die evangelisch-gläubigen Gemeindeglieder auf die Dauer nicht gewillt sind, die evangelische Landeskirche in ihren heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten den Stimmungen und der Bevormundung eines aus Ultramontanen, Juden, Sozialdemokraten und kirchen- und kirchenfeindlichen Fortschrittler zusammengefügten Parlaments auszuliefern.“ — Man sieht, die Herren sind nicht bloß gottesfürchtig.

„Sprossen, da zu zählen; ich konnte sie ihm nicht gut verweigern. Da hinten an der Kische saß er, ganz allein, den Kopf in die Hand gestützt, und schüttelte das edle Getränk nur so hinunter; dann stand er plötzlich auf, warf den Mantel um, sagte „Gute Nacht, Krause!“ und weg war er. Ich hatte freilich noch immer kein Arges daraus, denn ich dachte, die Rolle ginge ihm im Kopf herum, weil mir Höfsten erzählt hatte, daß er den Morgen auf der Probe kein Wort davon gewußt, bis ich heute Abend hörte, daß er gar nicht gekommen wäre und Herr Rebe den Hamlet spielen wolle. Da wurde mir nicht wohl bei der Sache, und ich machte mich in sein Logis hinüber — aber wo war Herr Handor? Sein Wirth schien selber schon Angst gekriegt zu haben, weil so viel Nachfrage nach ihm gewesen, und tüchtig auf der Kreide steht er da drüben ebenfalls, das können Sie sich wohl denken. Wir gingen deshalb zu ihm in die Stube hinauf, und da blieb denn wohl kein Zweifel, daß Herr Handor eine kleine Reise angetreten, wobei überdies noch das Mädchen beschäftigt, daß er gegen Abend einen Koffer weggeschickt habe. Einige alte Kleidungsstücke, ein Paar Stiefel und zwei oder drei Bücher lagen allerdings noch im Zimmer, das war alles, die Kommodenkästen standen leer und der Vogel war ausgeflogen.“

„Merkwürdig,“ rief Barthel, „und morgen ist Sonntag!“

„Ja, als ob er die nicht schon weg hätte!“ lachte Höfsten. „Wenn aber nun der Rebe nicht eingetreten wäre, das hätte eine Heidenwirtschaft gegeben; und der Erbprinz hat dem Rebe seine eigene Tuchnadel geschenkt.“

„Alle Wetter,“ rief Strohmisch, „ist das begründet?“

„Ich habe selber dabei gefunden, wie sie Krüger herunter brachte; aber hol' mich Dieser und Toner, er hat sie auch verdient!“

„Habt Ihr's schon gehört?“ rief in diesem Augenblick einer der gemüthlichen Gäste, der Doktor Kleemann, welcher besonders viel populär-medizinische Aufsätze für Zeitungen schrieb und Stammgast in der „Hölle“ war.

„Nun, was ist jetzt wieder?“ rief Arnold. „Haben sie ihn erwischt?“

Der Richterstand. Wir lesen häufig, daß Angeklagte von den Richtern nach ihrer politischen Parteilichkeit gefragt werden und daß Strafschärfung eintritt, wenn der Angeklagte sich zu einer extremen Partei bekennt. Dies findet man oft in den Urtheilen deklamirt. Bei einem Streikenden, der auf Grund des § 153 der Gewerbeordnung bestraft wird, fällt es schwer ins Gewicht, ob er Sozialdemokrat ist. Dies befähigt eden, daß die Richter in politischen Dingen vielfach unter dem Einfluß der herrschenden Richtung stehen; sie sind eben Menschen und können deshalb wahrscheinlich diesen Einfluß nicht völlig abschütteln. Aber die Rechtsprechung sollte unter diesem Einfluß nicht leiden, so dachten und handelten wenigstens in früheren Zeiten preussische Richter, die ihren Stolz in der vollsten Unparteilichkeit und Unabhängigkeit suchten. So heißt es in einem freisprechenden Erkenntnis aus dem Jahre 1841, welches der Appellationshof des damaligen höchsten Reichsgerichtes in Preußen, des Kammergerichts, fällte, folgendermaßen: „Ob die politische Ansicht des Angeklagten eine begründete ist, hierüber zu urtheilen geziemt dem Richter nicht. Prinzipienfragen der Politik, Grundsätze des öffentlichen Wohles, Erörterungen über Gebiethenheit und Bewerthung von Staatseinkünften und Verfassung können nicht Gegenstand richterlicher Entscheidung werden. Erörterungen der Art gehören einem Gebiete an, von dem die richterliche Wirksamkeit ausgeschlossen ist und deshalb sich fern halten muß. Die Meinung als solche ist kein Verbrechen, sie kann nur strafbar werden durch die Form, in welcher sie in die Öffentlichkeit tritt und durch die Absicht, die bei der Veröffentlichung vorwalte. Vorwurf richterlicher Entscheidung kann daher auch nur die Absicht werden — und je schwieriger es ist, den Inhalt hierbei zu sondern, um so strenger wird für den Richter die Verpflichtung sein, sich selbst zu überwachen, damit die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit seines Urtheils vor dem Einfluß seiner eigenen Ueberzeugung gewahrt werde.“ — Johann Jacoby war nämlich zu 2½ Jahren Festung wegen der bekannten „Bier-Fragen“ von einem Obergericht, verurtheilt worden. Das Kammergericht sprach ihn aber frei. In der Begründung des Erkenntnisses finden sich obige goldenen Worte, die, wie die „Vollst. Bzg.“ richtig meint, vor der Thüre jedes Gerichtssaales, in welchem politische Prozesse verhandelt werden, angeheftet werden sollten.

Oesterreich-Ungarn.

Der Petroleumkonflikt in Oesterreich ist genau so verlaufen, wie es nach den Beschlüssen des Bolenklaubs vorausgesehen war. Das Abgeordnetenhaus lehnte am Freitag in später Nachtstunde nach zweitägiger Debatte über den Petroleumvorrath den Antrag Such von der Minorität mit 160 gegen 154 Stimmen und ebenso die übrigen von der Minorität gestellten Anträge ab; dagegen wurde der Vermittlungsantrag Abrahamowicz, den Hüll für rohes Petroleum auf 2 fl. zu erhöhen, angenommen. — Dieser Hüllsatz bedeutet eine Erhöhung der Regierungsbudgets um nur 58 Kreuzer. Es kommt nun darauf an, die Zustimmung Ungarns zu dieser kleinen Hüllerhöhung zu erhalten. Ungarn soll bekanntlich unter der Bedingung der Herabsetzung der Zehntzölle damit einverstanden sein.

Schweiz.

Die Berner Arbeiter sprachen sich in einer Versammlung für die freireisenden Bäcker Schloffer aus. Sie nahmen folgende Resolution an: „Die am heutigen Abend im Café Hülli tagende Arbeiterversammlung protestirt gegen das Vorgehen der Justiz- und Polizeibehörden im Kanton Zürich gegenüber den freireisenden Schloffern als den republikanischen Besetzen unseres Landes widersprechend und fordert alle Arbeiter auf, in ihren Kreisen für die Streikenden Beiträge zu sammeln, um den Schloffern in Zürich zum Siege zu verhelfen und zur Ausdauer anzuspornen.“ — Im Weiteren wird verlangt, daß der Bundesrath baldigst Schritte thue, um eine internationale Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse herbeizuführen, um den Streik in den verschiedenen Ländern vorbeugen zu können.

Belgien.

Die Lage im Borinage hat sich beruhigt. 600 Arbeiter haben in Quaregnon und Henu die Arbeit wieder aufgenommen, auch anderwärts ist theilweise die Rückkehr zur Arbeit erfolgt. Truppen und Gendarmen bewachen die Ortschaften und die Schächte.

Frankreich.

Das Mißverständnis, welches zwischen England und Frankreich wegen der Neuen Hebriden entstanden ist, scheint bereits aufgelöst zu sein. Eine französische Gesellschaft der genannten Inselgruppe beschäftigt auch eine bedeutende Anzahl Arbeiter und von diesen sollen fünf durch die Eingeborenen ermordet worden sein, worauf die Uebertreue der Gesellschaft ersucht, entweder für ihre Sicherheit Sorge zu tragen, oder sie fortzuschaffen. Der Gouverneur von Neu-Kaledonien landete zwei kleine Schiffe mit 50 Mann Soldaten an den Punkt, wo die französischen Arbeiter beschäftigt waren, um die Eingeborenen zu züchtigen. Ein solches Verfahren ist nicht ungewöhnlich,

„Erwischt — wen?“

„Den Handor.“

„Was hat denn der angestressen?“

„Durchgegangen ist er.“

„Alle Wetter!“

„Aber was wollten Sie denn erzählen?“

„Oben bei Monfords sollte doch heute Verlobungsabend sein und große Gesellschaft war geladen.“

„Ja, welche alle im ersten Range fehlten.“

„Sie hätten eben so gut ins Theater gehen können,“ sagte Kleemann, „aus der Verlobung ist nichts geworden; das wird einen Skandal geben in der hante volles!“

„Aber was ist denn vorgefallen?“ rief Strohmisch, ganz Ohr, denn solchen Stoff konnte er brauchen. „Alle Wetter, heute Abend jagen sich ja ordentlich die Neuigkeiten, und ich kenne mein Pöppel gar nicht wieder!“

„Was vorgefallen ist?“ rief Kleemann; „ein Hauptpaß.“

„Ich war heute beim Ober-Regimentalrath, als etwa vor einer halben Stunde ein Bote vom Monford'schen Schlosse ganz außer Athem herunter gestürzt kam, um den Ober-Regimentalrath, der dort Hausarzt ist, hinauf zu rufen. Den alten Grafen hat der Schlag getroffen, denn wie sie sich eben zur Tafel setzen wollten, wo die Verlobung proklamirt werden sollte, geht die junge Komtesse heimlich durch.“

„Die Komtesse Monford,“ rief Arnold ordentlich erschreckt, „das wunderhübsche, liebe Mädchen — aber mit wem?“

„Gott weiß es; hinten am Park soll ein Wagen gehalten haben, und der angeführte Bräutigam war zu Pferde nach. Wahrscheinlich erwischt er sie auch wieder, denn Vorsprung hatten sie nicht viel — aber der Skandal, und in der Gesellschaft!“

„Donnerwetter,“ sagte Höfsten, „seine Faust auf den Tisch legend und ganz verduzt im Kreise herumsehend, das wäre eigentlich ein merkwürdiges Zusammentreffen: die Komtesse fort und Handor ebenfalls ausgekniffen — dem traue ich Alles zu!“

„Glauben Sie wirklich?“ rief Strohmisch rasch; „die Vermuthung liegt allerdings nahe.“

„Unmöglich ist's nicht,“ sagte ein Anderer, „der Handor

allein wenn die Franzosen gleichzeitig ihre Flagge aufgehoben haben, wie dies bei einer Besitzergreifung geschieht, so entspricht dies nicht dem bei ähnlichen Anlässen üblichen Vorgehen. Der britische Konsul in Neu-Kaledonien hat gegen das Aufheben der Flagge beim Gouverneur formell Protest eingelegt und die Befehlshaber der beiden bei den Neuen Hebriden stationirten Kriegsschiffe haben Befehl erhalten, über die Vorgänge unverzüglich Bericht zu erstatten. Ein solcher Bericht noch nicht eingegangen zu sein. Doch hat Herr v. Ferginet bereits dem englischen Botschafter Lord Lyons erklärt, daß die französische Regierung an der Abmachung von 1878 festhalte, wonach Frankreich und England sich verpflichteten, die Neuen Hebriden nicht zu besetzen. In London würde man wahrscheinlich nicht viel dagegen einzuwenden haben, wenn die genannte Inselgruppe in den Besitz Frankreichs überginge, natürlich gegen eine Entschädigung Englands — man hat schon vor Monaten als solche die Insel Kapa bezeichnet —, allein die australischen Kolonien wollen von einem solchen Handel nichts wissen und die englische Regierung ist gegenwärtig mehr als früher genöthigt, der Stimmung der Kolonien Rechnung zu tragen. Die Franzosen scheinen hauptsächlich deshalb nach dem Besitze der Neuen Hebriden zu streben, weil sie dort genügende Arbeitskräfte für Neu-Kaledonien zu finden hoffen, während die Australier fürchten, daß eine neue französische Verdrehterlokation geschaffen werden könnte. Hiergegen aber sträuben sie sich mit aller Macht, und mit vollem Recht.

Im französischen Senat verlas am Sonnabend Berger den Bericht der Senatskommission für das Gesetz, betreffend die Ausweisung der Briten, welcher sich gegen die Ausweisung ausspricht, weil dieselbe unverträglich mit der Freiheit sei und die guten auswärtigen Beziehungen Frankreichs schädige. Die Annahme des Gesetzes sei nicht Sache der gesetzgebenden Versammlung, sondern komme der richterlichen Gewalt zu. Die Verlesung der Vorlage wurde am nächsten Montag anberaumt.

Großbritannien.

Gladstone's Reise nach Schottland gleich einem Triumphzuge. An allen Eisenbahnstationen, wo der Zug anhält, wurde dem Premier ein äußerst enthusiastischer Empfang zu Theil. In Leicester hatten sich wohl an 10 000 Menschen im Bahnhofgebäude eingefunden, um den greisen Staatsmann zu begrüßen. Deputationen der liberalen Vereine überreichten Adressen, welche Gladstone mit einem kleinen Speech beantwortet, worin er nach einem Hinweis auf die dem Lande jetzt vorliegende große Frage, nämlich, ob Irland die Befugniß erhalten solle, seine Angelegenheiten selber zu verwalten, sagte: „Ich will nur zwei Punkte erwähnen, erstens, daß ich nach einer öffentlichen Laufbahn von 54 Jahren niemals Freude einer solchen Begeisterung gewesen, wie die, welche in allen Orten, wo ich in dieser großen Sache gewesen bin, vorherrscht und zweitens, daß die Augen der Welt jetzt auf uns in einem Grade ruhen, wie sie auf unser Land vorher niemals gerichtet waren. Nicht nur die ganze britische Race, sondern die ganze zivilisirte Menschheit belundet das lebhafteste Interesse an unser großes Land. Wenn, wie wir jeden Grund haben zu glauben, der Wahrspruch des Volkes zu Gunsten des irischen Volkes ausfallen sollte, wird die ganze Welt von Freude erfüllt sein.“ In Trent, Normanton, Strepion und Carlisle fand ebenfalls die Ueberreichung von Adressen seitens liberaler Körperschaften statt. In seiner in Carlisle gehaltenen Ansprache berührte Gladstone die zwischen Barmell und Lord Carnarvon zur Zeit seiner Thätigkeit als Bischof von Irland gepflogene Unterhaltung. Er sagte u. A.: „Ich möchte folgende Frage an Lord Carnarvon richten: Was sagten Sie Herrn Barmell und wem machten Sie Mittheilung von Ihrer Unterhaltung mit Herrn Barmell? Lord Carnarvon muß, wenn er seine Pflicht als Rabinetsminister kannte, von dieser Unterhaltung Lord Salisbury Mittheilung gemacht haben. Ich habe in sieben Rabinetten gesessen und weiß etwas von den Beziehungen zwischen Rabinetsmitgliedern und ich sage, es würde auf Seiten Lord Carnarvon's Verrätherlei gewesen sein, wenn er eine solche Unterredung mit einer Person in der Stellung des Herrn Barmell gepflogene und nicht Lord Salisbury von derselben in Kenntniß setzte. Ich tadelle die Tory-Regierung nicht wegen ihrer Beziehungen zu den Nationalisten. Ich wünsche nur, daß sie Rauth genug gehabt hätte, in der Kritik vorzugehen. Was ich tadelle, ist, daß sie nicht den Muth hatte, vorwärts zu gehen, aber wenn sie von uns als Separatisten, Disunionisten u. s. w. spricht, ist es notwendig, daß wir wissen, was ihre Ideen über diese Gegenstände waren, als sie vor der letzten Wahl im Amt war, und welche Verbindungen sie mit Herrn Barmell unterhielt.“ Gegen 9 Uhr Abends langte Gladstone wohlbehalten in Edinburgh an und stieg im „Royal Hotel“ ab. Auf dem Wege vom Bahnhof nach dem Hotel wurde er von dichten Volksmassen stürmisch begrüßt.

Reizere Brovingstblätter wollen wissen, daß Gladstone vor seiner Abreise nach Schottland ein wichtiges Abkommen mit den Führern der verschiedenen Dissidenten-Körperschaften getroffen habe, um sich die Stimmen der Dissidenten bei den bevorstehenden Parlamentswahlen zu sichern. Die Unterhandlungen seien von einem bekannten Parlamentsmitgliede (Young

hatte in der letzten Zeit so viel und heimlich mit dem jungen Grafen zu verkehren.“

„Na, der soll wohl dabei geholfen haben?“ rief Arnold verächtlich. „Daß der Welt doch eigentlich nie etwas erwünschter ist, als ein Skandal, wenn er nur nicht sie selber betrifft!“

„Sollten wir etwa bemänteln helfen, was in der hante volles vorgeht?“ rief Strohmisch.

„Bemänteln? Davon ist keine Rede; aber nur nicht schmutziger machen, als es wirklich ist!“ rief Arnold. „Und überhaupt, was geht uns irgend eine Familienangelegenheit an? Reize Jeder vor seiner eigenen Thür, da hat er gerade genug zu thun!“

„Sie pasten schön zu einem Zeitungs-Rebakteur,“ rief Strohmisch lachend.

„Allerdings für kein Blatt, das nur den Stadtklatsch ausbeutet!“ sagte Arnold trocken, der den Menschen überhaupt nicht leiden konnte.

„Reine Herren, der Fadelzug!“ rief in diesem Augenblicke Krause, dem ein Kellner die Meldung gemacht hatte, daß der Zug gerade die Straße herauf kam; „das Zimmer vorn ist offen.“

Alles sprang in die Höhe, um den Zug mit anzusehen, und das Gespräch war unterbrochen. Die Gäste strömten auch alle nach vorn, um den für Pöppel sehr seltenen Anblick eines solchen Schauspiels zu genießen, und Pfarrer, der heute Abend, seiner sonstigen Gewohnheit ganz entgegen, kein Wort in die Unterhaltung eingeworfen, nahm seinen Hut, zahlte seinen Schoppen Wein und Schritt langsam in die vom Volk gefüllte Straße hinaus, nicht etwa, um den Fadelzug mit anzusehen, sondern gleich querüber in eine Seitengasse einzubiegen und seine eigene Wohnung ungehindert zu erreichen.

Er hatte auch ruhig die über Handor's Flucht ausgesprochene Vermuthung mit angehört, aber es interessirte ihn nicht, denn mit jenen Kreisen kam er nie in Berührung und kannte sie gar nicht. Andere Dinge gingen ihm aber im Kopf herum, und vorzüglich, ja, ausschließlich die Wendung, welche Rebe's Geschick unstreitig mit dem heutigen Abend genommen hatte, und das Einzige, was ihn

worth) geführt worden, dessen Lebensweck die Beförderung der Staatskirche sei. Die Abmachung sei etwa folgende: Wenn die Dissidenten die Homagial-Politik der Regierung unterstützen, werde Gladstone bereit sein, in der nächsten Session der Einseitigkeit der anglikanischen Kirche näher zu treten. Die Weidung erscheint uns äußerst unwahrscheinlich.

Das New-Yorker Komitee zur Verwaltung der irischen Parlamentsfonds hat Parnell 20 000 Dollar zu Wahlzwecken zugehen lassen.

Balkanländer.

Die theilweise Auflösung des internationalen Blosade-Geschwaders hat nach dem „Besier Lloyd“ ihren Anfang genommen. Die Schiffe begeben sich sämtlich direkt nach dem Zentralkriegshafen Pola.

Von der griechischen Grenze wird gemeldet, daß bewaffnete Banden, anscheinend entlassene Reservisten, auf das türkische Territorium überzutreten suchen, und daß die Porte sich demnach genöthigt sieht, in diesen Gegenden noch immer eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Truppen bereit zu halten. Trotzdem wird die Demobilisirung eifrig betrieben, und in wenigsten Wochen werden die ganzen der Reserve angehörenden Mannschaften wieder an ihren heimathlichen Herd zurückgeführt sein.

Amerika.

Der Gouverneur des Staates New-York hat eine Bill über die Schuldhaft unterzeichnet. Durch das neue Gesetz erhalten viele Schuldner, welche mehrere Jahre gefangen gehalten wurden, ihre Freiheit wieder und zwar findet dies statt bei Allen, welche länger als sechs Monate in Haft gewesen sind. Der letztere Zeitraum wird nämlich nach dem neuen Gesetze das Maximum der Schuldhaft bilden. Die Genehmigung des Gesetzes ist vor Allen den Anstrengungen Erasmus Wiltman's, eines Kanadiers, welcher in New-York wohnhaft ist, zu verdanken, und er feierte endlich durch, was zahlreiche amerikanischen philanthropischen Gesellschaften nicht hatte gelingen wollen.

Afrika.

Sir Evelyn Baring hat im Namen der englischen Regierung dem ägyptischen Kabinete erklärt, daß das Londoner Kabinete die volle Durchführung der prinzipiell beschlossenen Reduktion der englischen Okkupations-Armee von dem Resultate der Mission des an der sudanesischen Grenze weilenden Vorkommissars Tschudi Pascha abhängig machen wolle. Aus diesem Grunde erneuerte Wiltman Pascha seinen Antrag, daß, um einen guten Erfolg zu sichern, eine angemessene Streitmacht dem genannten Kommissar zur Verfügung gestellt werde.

Gerichts-Feitung.

Zum Tode verurtheilt. Dirschberg, 19. Juni. Vor dem hiesigen Schwurgerichte wurde heute die Ermordung des Hausbesizers Köhler zu Kalkerswaldau, verübt durch dessen Schwiegersohn Köffel am 2. April d. J., verhandelt. Aus der Vernehmung des Mörders ging folgendes hervor: Köffel ist geboren am 2. August 1846. Seit 1873 ist er mit einer Tochter des ermordeten Köhler verheiratet. Er hat keine Kinder. Seit dem Tage seiner Verheirathung wohnte er im Hause seiner Schwiegereltern, zuerst in bestem Einvernehmen sehr zünftig gewesen, vor 5 Jahren habe sich derselbe sogar einmal an ihm vergrienen. Nach dieser Erklärung legte der Präsident dem Angeklagten die Frage vor: Sind Sie derjenige gewesen, der am 2. April d. J. seinem Schwiegersohn 3 Kugeln in den Kopf gejagt hat? — Die Antwort lautete: „Ja!“ — „Warum?“ — „Mein Schwiegersohn gab mir oftmals Schimpfreden und führte höchst bedrückende Lebensarten gegen mich.“ — „Welche?“ — „Im Herbst nannte er mich einmal Schindluder.“ — „Wann haben Sie den Entschluß gefaßt, den Mord auszuführen?“ — „Am 1. April in der Nacht zum 2. April nach einem abermaligen Streit!“ — „Was war die Ursache zu diesem Streit?“ — „Ich hatte am 1. April in der Stube, in der mein Schwiegersohn auch anwesend war, das Fenster aufgemacht, da befahl er mir, das Fenster zu schließen, und dies wurde Veranlassung zu einem heftigen Wortwechsel.“ — In der Voruntersuchung hatte Köffel einmal angegeben, daß er schon im vorigen Herbst den Entschluß faßte, seinen Schwiegersohn zu tödnen, und daß er sich deshalb schon damals den Revolver gekauft habe, nach einem anderen Protokolle ging er mindestens seit Wochen mit dem Mordgedanken um. Heute nimmt er diese Aussagen zurück und erklärt, er habe in der Nacht zum 2. April den Plan gefaßt und ihn dann mit Ueberlegung ausgeführt. Weil er wußte, daß seine Schwiegermutter in der Morgenstunde im Stalle zu thun hätte, wählte er die Zeit früh um sieben Uhr und zwar in der richtigen Voraussehung, daß sein Schwiegersohn um diese Zeit noch schlafen würde. Um seine Frau fortzuschicken, wählte er den Ausweg

— auch nach reiflicher Ueberlegung — beim Frühstück zu erklären, daß ihm die Suppe nicht schmecke und sie dadurch zu veranlassen, aus dem entfernten Krämerladen für 10 Pf. Semmel zu holen. Nach ihrem Fortgange begab er sich in das Schlafzimmer seines Schwiegersohns. Derselbe lag mit dem Gesicht nach der Wand zu. Köffel ging ganz nahe ans Bett und zielte, den Revolver einen Fuß weit vom Schlafenden haltend, nach dessen Hinterkopf und gab hinter einander drei Schüsse ab. Darauf ging er vom Hause fort. Er behauptete, daß er sich alsbald hierher habe begeben wollen, um sich der Staatsanwaltschaft zu stellen, doch kann man ihm ferner keinen Glauben schenken, denn er nahm seinen Weg über Boigtzdorf nach Reibnitz. Dort wurde er von Gendarmen verhaftet. Den Revolver hatte er auf dem Boigtzdorfer Felde unter einen Stein versteckt. Konstatirt ist — und das spricht mehr für eine Absicht zu entfliehen, daß Köffel am Tage vor dem Mord sich Geld leihen wollte und auch nach der That in Reibnitz eine Forderung eingezogen hat. Die Frage, warum er drei Schüsse abgegeben habe, beantwortet er: „Um meinem Schwiegersohn weiter keine Schmerzen zu verursachen!“ Damit hatte die Vernehmung des Angeklagten ihr Ende. Die Zeugenvernehmung ergiebt, daß Köffel ein sehr heftiger, aufbrausender Charakter ist, der zu dem Paare mit seinem Schwiegersohn seit die Veranlassung gegeben hat. Schon im vorigen Herbst hatte er einmal dem Ermordeten mit Erschießen gedroht! — Als die Frau Köffel's in Folge der Schüsse, die sie im Stalle gehört hatte, in die Schlafstube trat, fand sie ihren Mann aus den drei Kopfwunden blutend. Auf ihre angstvolle Frage, was vorgekommen sei, antwortete ihr der Schwermüthige, „er hat mich geschlagen!“ Das waren seine letzten Worte. — Der Gendarm, der Köffel verhaftet hat, sagt aus, daß der Angeklagte sich noch das Ansehen gegeben habe, eine große That vollbracht zu haben. Als der Gendarm ihm mittheilte, daß sein Schwiegersohn nicht todt sei, bedauerte er das sehr! — Das Urtheil der medizinischen Sachverständigen ging dahin, daß jeder der 3 Schüsse tödtlich gewesen sei. Der Staatsanwalt plädiert auf Schuldigkeit des Mordes! Der Verteidiger kann sich bei dem Geständnis des Angeklagten nur den Ausführungen des Staatsanwaltes anschließen, worauf die Geschworenen nach kurzer Beratung die Frage, ob Köffel die Tödtung mit Ueberlegung verübt habe, bejahen. — Daraufhin beantragte der Staatsanwalt die Todesstrafe, die auch vom Gerichtshofe beschlossen wird. — Der Angeklagte nahm den Spruch der Geschworenen, den Antrag der Staatsanwaltschaft, wie das Urtheil des Gerichtshofes mit ziemlicher Fassung auf.

Ein Aussehen erregender Fall, welcher vor einiger Zeit verschiedene thüringische Volksblätter beschäftigte, hat vor einigen Tagen noch ein schöffengerichtliches Nachspiel in Gotha erhalten. Die von ihrem Manne, dem Oberamtshauptmann Friedrich zu Ribnitz (Medtenburg), getrennt lebende Frau, Elise, geb. Fabricius, war, wie dem „Leipz. Tagebl.“ geschrieben wird, auf des ersteren Veranlassung vor ca. 12 Jahren in der Irrenheilanstalt zu Sachsendorf untergebracht worden, von der aus sie entflohen. Während dieser Zeit hatte sie in Kirchsteden und als Doktor promovirt und war darauf, da sie auch mehrere Sprachen spricht, als Schriftstellerin thätig. Das Oberverwaltungsgericht ihrer Heimath hatte ihr gestattet, ihren Aufenthalt dort beliebig zu wählen, und ihrem Ehemann die Pflicht aufzuerlegen, ihr jährlich 1200 M. als Alimentation auszusahlen. In den letzten Jahren hielt sich Frau Friedrichs in Weimar auf, woselbst sie in etwas auffälliger Weise lebte, die der Ansicht Raum gab, daß es wohl mit ihr manchmal „nicht ganz richtig“ sei. Der ihr bestellte Kurator, Rechtsanwält Dr. Böhm in Ribnitz, welcher übrigens die unglückliche Frau während der Dauer ihrer Geisteskrankheit nicht ein einziges Mal persönlich gesehen hat, beantragte nach eingezogener Erkundigung in Weimar, die Behörde möge ihm bei der Festnahme der verheh. Friedrichs, welche zum Zwecke der Ueberführung in die Irrenanstalt Sachsendorf — derselben, woraus sie schon einmal entflohen — erfolgen sollte, behilflich sein. Nach ergangenen Erörterungen erfolgte das Staatsministerium, Abth. des Innern, in Weimar die Genehmigung an die betreffende untergeordnete Behörde zur Unterstützung bei Festnahme der Frau Friedrichs durch einen Irrenwärter der obengenannten Anstalt. Letztere hatte aber von dem Vorhaben Kenntnis erhalten und war schnell nach Gotha übergesiedelt, wo sie bei dem Maschinenmeister Ebert Wohnung genommen hatte. Hierauf hatte sich der obengenannte Kurator mit dem gleichen Ersuchen an den Stadtrath in Gotha gewandt. — Nach Ausweis der ergangenen Gerichtsverhandlungen beauftragte der Bürgermeister Liebetrau einen Polizei-Assistenten und 2 Schulleute mit der „schonenden, aber bestimmten Ausführung der Maßregel“. Diese begaben sich in Begleitung eines Oberwärters in die Wohnung der Frau Friedrichs, um diese festzunehmen und mittelst Droschke nach dem Bahnhof zu transportieren. Da sich dieselbe der Festnahme widersetzte, hatten die Schulleute so lange Gewalt angewendet, bis es ihnen gelungen war, die Friedrichs gefällig zu machen, welche dann auch wirklich in die bezeichnete Irrenanstalt überführt worden ist. Der Vorgang der Festnahme hatte einen bedeutenden Menschenauflauf verursacht und allgemeines Aufsehen er-

regt. — Zwei Monate später erschien in der „Thüringer Monatszeitung“ ein dieser Vorfall betreffender Artikel, in dem gesagt wurde, der Fall mache es zweifelhaft, „ob wir noch in einem früheren Jahrhundert leben“; im Uebrigen wurde darin noch behauptet, die Schulleute hätten die arme Frau die Treppe „hinabgeschleift“ und einer derselben hätte sich dem Publikum gegenüber „rücksichtslos benommen“. In diesem Artikel wurde eine Beleidigung der Polizeiverwaltung und der Schulleute erblickt und gegen den ermittelten Verfasser Frauendorf in Gotha Anklage wegen öffentlicher Ansehenskränkung erhoben. In der Gerichtsverhandlung wurden eine große Anzahl Personen als Zeugen vernommen, von denen verschiedene bekundeten, daß die Frau Friedrichs, schräg auf dem Fußboden ausliegend, auf der Seite von den Schulleuten festgehalten worden sei; es wäre schrecklich gewesen, die Sache mit anzusehen, geradezu bimmelschreiend; die Frau sei förmlich die Treppe hinabgeschleift worden; ein Zeuge sagte: „Es war schrecklich mit anzusehen, ich habe Nächte lang nicht schlafen können, so hat die Sache mich erregt.“ Die Schulleute dagegen bekundeten übereinstimmend, daß sie dem ihnen erteilten Befehl gemäß so schonend wie nur möglich vorgegangen seien, daß sie aber, nachdem Frau Friedrichs sich gewaltthätig widersetzt und das Publikum für dieselbe Partei ergriffen und die Festzunehmende an den Beinen festgehalten habe, die Frau Friedrichs hätten fest angreifen und sich selbst vor der Gefahr hätten schützen müssen, vom Publikum die Treppe hinabgestoßen zu werden. Der Anwalt betonte, daß die Festnahme der Frau Friedrichs in deren eigenem Interesse notwendig gewesen und daß der Stadtrath zur Ausführung der Maßregel wohl berechtigt gewesen sei. Der Artikel enthalte sehr schwere Beleidigung, weshalb er gegen den Angeklagten vier Monate Gefängnis beantragte. In gewandter Rede bestritt der Verteidiger des Angeklagten, Justizrath Dr. Beck, das Recht der Polizei, in dem vorliegenden Falle handelnd einzutreten. Die Festnahme der Frau Friedrichs sei nicht im öffentlichen, sondern nur in privatem Interesse erfolgt und dabei hätte die Polizei nicht mitwirken dürfen. Die Beamten hätten sich daher nicht in rechtmäßiger Ausübung ihres Dienstes befunden, und da könne nach einer Entscheidung des Reichsgerichts von einer Beleidigung derselben in Beziehung auf ihren Dienst keine Rede sein; er beantrage deshalb Freisprechung seines Klienten. Das Gericht erachtete denn auch die Ausführungen des Verteidigers für zutreffend und erlachte auf Freisprechung, indem es der Anschauung war, daß in dem betreffenden Artikel Beleidigungen nicht enthalten seien.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Zum Krankentassengesetz. Vom Schöffengericht Bleicherode sind 28 selbstständige Weber aus den Dörfern Alserode, Buhla und Vipprechtode wegen Unterlassung ihrer Anmeldung zur Krankentasse jeder mit 3 M. Geld, eventuell 1 Tag Haftstrafe und Tragung der Kosten belegt worden. Ferner wurden 10 Weber aus Sollstedt wegen nicht rechtzeitiger Anmeldung zur Krankentasse zu je 1 Mark Geld, eventuell 1 Tag Haftstrafe und Kosten verurteilt.

Schmutzkonturen argster Sorte wird in Augsburg getrieben, nicht von verkommenen, durch den Hunger erlittenen, des Klassenbewußtseins baaren Proletariern, sondern durch die Dämonen der Bourgeoisie, durch die Frauen des höheren Beamtenhums. Nicht aus Noth, nicht im Kampfe um das tägliche Brod, sondern um Geld für Luxusgewebe u. s. w. zu verdienen, nehmen die feinen Damen den armen Teufeln von Schneidergesellen die Arbeit fort, drücken die Löhne und vermehren dadurch das soziale Elend. Die große Masse des Volkes zahlt Steuern über Steuern, wird immer mehr proletarisiert, die Herren Beamten erhalten gute Gehälter, Wohnungsgeldzulagen, und die feinen Frauen fertigen den Konfektionären eine Männerhose das Stück für 50 Pfennige, eine Weste für 20 Pfennige. Das geht denn doch über's Bohnenlied. Die Dienstmädchen tragen das Bodet ins Geschäft, und hinterher geht die „Madam“ mit dem Schleierhut, um den „Verdienst“ einzustreichen.

Auf die „Berichtigung“ der Herren Hörster aus Solingen erläßt der Einleger des betreffenden Artikels, Walter Wasserloos aus Hülsheld bei Solingen, in der „Freien Presse für Berg und Raat“ folgende Erwiderung:

1. Was zunächst die Frist anbelangt, welche den Herren Hörster von dem Gewerberat Herr Dr. Wolff zur Andringung eines neuen Ventilators gegeben worden ist, so erlaube ich mir die leise Anfrage, ob die Herren denn auch ableugnen, daß ihnen der Gewerberat Herr Dr. Wolff die baldige Andringung eines neuen Ventilators sowohl, als auch der in ihrer Fabrik theils mangelhaften, theils gänzlich fehlenden sogenannten Riemenjäger anempfohlen hat?
2. Wann der neue Ventilator bestellt worden ist, will ich dahin gestellt sein lassen. Daß derselbe am 15. d. Mts. in Thätigkeit gesetzt worden ist, hat jedoch seine guten Gründe. Die Herren brauchen deshalb also nicht groß zu thun. Es war nämlich an demselben Tage die ihnen von Herrn Polizeikommissar Dralle gegebene Frist abgelaufen.

Aus Kunst und Leben.

Ein Rechenexempel für „kleine Mädchen“. Der „Wiegner Anzeiger“ erzählt: In einer Klasse der Mädchen-Bürgerchule in Wiegner gab die Lehrerin ihren Schülerinnen am letzten Sonnabend folgendes Exempel „über Sonntag“ auf. Von 880 788 889 soll so lange die Zahl 619 abgezogen werden, bis nichts mehr übrig bleibt. Die armen Mädchen rechneten am Sonntag stundenlang und die neunstellige Zahl wollte nicht kleiner werden. Da sie mit der Aufgabe nicht fertig wurden, fragten sie schließlich zu meinen an, in Folge dessen die Eltern aufmerksam wurden. Einige Väter rechneten nunmehr eiliche Stunden lang weiter, natürlich ebenfalls, ohne ein Resultat zu erzielen. Denn wenn man von der neunstelligen Zahl 880 788 889 die Zahl 619 abziehen will, bis es keine mehr ist, muß man 1400 300 Mal abziehen, und dann bleibt noch ein Rest von 189 übrig. Nehmen wir nun an, daß wir in einer Minute 3 Mal abziehen, und alle Tage 12 Stunden arbeiten, dann haben wir über 1 1/2 Jahre an dieser Aufgabe zu rechnen, die den Kindern „über Sonntag“ aufgegeben wurde.

Ein Jopf. Vor vielen Jahren wurden auf dem Leipziger Stadttheater „Die Räuber“ gegeben. Das ganze Personal erschien in altdeutscher Kleidung. Bei den Statisten hatte man sich aber — wie damals gewöhnlich — eine kleine Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen. Die gemeinen Räuber, ehemalige Leipziger Stadtsoldaten, trugen zu Wammis und Biederhände noch ihre langen Haarpöse. In der Szene, wo Karl Moor seinen alten Vater aus dem Thurm befreit hat und jetzt seine schlafende Wande durch einen Pistolenschuß aufdonnert, thäten alle blühschnell, wie ihnen befohlen wurde, nur ein baumlanges Statif blieb unbeweglich auf der Bühne zu des Hauptmanns Füßen liegen. „So steh' doch auf!“ rieferte die Leiter dem Statisten zu. Und jener antwortete mit tiefer Bassstimme: „Herr Reinecke, ich kann nicht; Sie haben ja auf meinem Kopf.“ Eine Katzenmutter. Die Josepha S., ledig und 37 Jahre alt, wollte am 16. d. Mts. im Kahlenbergsdorfe bei Wien Unterhand nehmen, erhielt jedoch nirgends Obdach, weil sie wußte lebende und fünf todtie Katzen besaß, von denen sie sich absolut nicht trennen wollte. Vom Polizei-Kommissariate Döbling wurde verfügt, daß die fünf Katzen dem Wafenermeister zur Vertilgung übergeben wurden, während die Frau sich endlich herbeiliess, auch die lebenden Katzen, da sie dieselben zu warten nicht in der Lage war, gleichfalls dem Wafenermeister zur Tödtung zu überlassen.

habei ärgerte, war, daß er ihm selber früher jedes Talent abgeprochen.

„Wer konnte das aber auch denken, wer konnte das auch denken?“ murmelte er dabei immer vor sich hin; „so ein Dudmäuser, so ein verwünschter Dudmäuser! Und wie geheim er das Alles gehalten hat — und was wird die Tette dazu sagen? Nun ist's ganz vorbei, nun ist dem Faß der Boden ausgeflohen! Und Jeremias, der hat die ganze Geschichte mit angesehen, seine Glaxe leuchtete ja ordentlich unten im Parquet — merkwürdig, rein merkwürdig!“

Er hatte sein Haus erreicht — denn diese abgelegenen Straßen schienen heute Abend von Menschen ganz gefäubert zu sein, so war Alles dem Fadelzuge zugeströmt — schloß auf und tastete sich die dunkle Treppe hinauf. Wie er über den Gang schritt, sah er durch das über der Thür angebrachte Fenster, das der Küche über Tag dürftiges Licht geben mußte, bei seiner Schwester drinnen noch die Lampe hell brennen.

Pfeffer schüttelte mit dem Kopf. Das Mädel saß jedenfalls noch da drinnen und arbeitete bis in die späte Nacht hinein, und der Jeremias hatte es ihr streng verboten. Wettermädel das, und ihre Augen saßen so schon roth genug vom vielen heimlichen Weinen aus! Aber er wollte die Schwester nicht mehr fördern, die wahrlich schon schlief, sonst wäre er gern noch einmal hinüber gegangen und hätte die Tette auch in's Bett geschickt, oder ihr noch vielleicht gesagt, was heute Abend vorgegangen; es brannte ihm ordentlich auf der Seele.

Das war aber heute Abend zu spät, morgen früh erfuhr sie's ja auch noch früh genug. Er ging leise an sein Zimmer hinauf, um nicht zu viel Geräusch zu machen, und er wollte ausschließen, denn der Schlüssel fiel immer von außen. Es war aber schon aufgeschlossen, wer konnte da drinnen gewesen sein?

Kopfschüttelnd trat Pfeffer zu der Kommode, auf der Feuerzeug stand, und entzündete ein Schwefelölchgen, ließ es aber vor Schreck wieder fallen, daß es erlöschte, als eine

ruhige Stimme im Zimmer sagte: „Guten Abend, Pfeffer; bist Du aber lange geblieben!“

„Herr Du meine Güte,“ rief Pfeffer, aber immer noch mit unterdrückter Stimme, indem er rasch ein neues Ölchgen entzündete, „wer, zum Henker, hat sich denn da — Jeremias,“ setzte er jedoch in unbegrenztem Erstaunen hinzu, „als er beim Schein des aufflammenden Phosphors das dicke, quimühige Gesicht seines Schwagers erkannte, „wo kommst Du denn noch her?“

„Ich konnt's nicht mehr aushalten,“ flüsterete Jeremias, „ich mußte Dich heute Abend noch sprechen und sitze jetzt hier schon eine volle Glockenstunde auf einer Lichtscheere, wie ich eben erndet habe, die auf dem verwünschten Stuhl gelegen hat. Tunge, mir ist zu Muth, als ob ich tanzen müßte!“

„Auch eine sehr passende Zeit und Gelegenheit dafür,“ brummete Pfeffer, dem aber trotzdem nichts Liebetes hätte geschehen können, als daß er seinen Schwager noch getroffen. Dabei zündete er das Licht an und setzte es auf den Tisch. „Na, wie war's? Aber sprich leise, ich glaube, die Gasse schläft schon.“

Licht haben sie noch; wie's dunkel war, schien es durch das Schlüßelloch da drüben herein.“

„Das Blütmädel arbeitet wieder bis nach Mitternacht; ich hab's große Lust, hinüber zu gehen und ihr die Lampe vor der Nase auszublafen. Du warst im Theater?“

„Ja, Pfeffer.“

„Nun, wie — pff — ich glaube, die sprechen da drüben noch zusammen.“

„Tetzchen,“ hatte die Mutter, welche schon ein paar Stunden geschlafen, die Tochter angerufen, „bist Du denn noch auf, Kind? Es muß ja schon so spät sein.“

„Gar nicht, Mütterchen; aber morgen Abend ist ja der Ball, und ich muß doch denen die Arbeit fertig machen, denen ich sie versprochen habe; und der Brautfranz kam auch noch dazu.“

(Fortsetzung folgt.)

3. Daß ich bei der Revision den Herrn Gewerberath Dr. Wolff auf die vorhin d. h. Mängel aufmerksam gemacht habe, haben die Herren wohl gewußt, und ich erkläre deshalb die Behauptung des Gegentheils für eine Unwahrheit. Die Herren Hörster haben auf Befragen meinerseits, warum ich ausziehen müßte, mir erwidert: das könne ich mir wohl denken. Außerdem hat Herr Emil Hörster zu meinem jüngeren Bruder wörtlich gesagt, wir müßten deshalb ziehen, weil wir ihnen die Belästigung mit dem Manne (dem Gewerberath Herrn Dr. Wolff) gemacht hätten.

4. Was das unangenehme Benehmen, welches die Herren mir vorwerfen, angeht, so halte ich es unter meiner Würde, denselben darauf etwas zu erwidern; übrigens wissen es am besten die Anmiether in der Fabrik, wer von uns sich am unangenehmsten benommen hat, sie oder ich.

5. Daß die Herren keinem ihrer Arbeiter oder Miether den freundschaftlichen Verkehr mit mir untersagt haben, ist ebenfalls eine Unwahrheit. Herr Fritz Hörster hat die betreffende Aeußerung persönlich gethan, was nöthigenfalls durch Zeugenebeweis festgestellt werden könnte. Die Riemenfänger sind schließlich bis jetzt noch nicht dort angebracht. Sie sollen

aber in Arbeit sein. Daß so volle acht Wochen an einem Gegenstande gearbeitet wird, welcher in höchstens einer Woche von einer einzelnen Person fertiggestellt werden könnte, zeugt zur Genüge von der Eile, welche die Herren Hörster hiermit haben. Auch sind die Betriebskräfte in einer unverantwortlich schlechten Verfassung, so daß die Leute jedes Mal beim Aufweisen der Riemen Gefahr laufen. Schutzvorrichtungen, wie sie von der Regierung vorgeschrieben, sind an den Steinen ebenfalls nicht vorhanden.

Die Altersversorgungskasse der französischen Hutmacher tritt mit Sonntag, den 27. Juni d. J. ins Leben. Dieselbe wurde von dem letzten Kongreß (Generalversammlung) beschlossen und die Statuten sind dem Syndikats-Besitz angepasst, so daß eine korrekte Verwaltung auf gesunder wirtschaftlicher Basis gesichert erscheint.

Die Böttchergesellen der Societätsbrauerei zum Waldschlößchen in Dresden haben die Arbeit eingestellt. Der Aufruf derselben lautet: „Kollegen allerorts! Seit kurzer Zeit ist bei uns eine neue Diktation im Amte, durch welche wir Unterzeichneten gewisse Beerdigungen erleiden. Kollegen! Wir hatten vordem eine Arbeitszeit von Morgens 6 Uhr bis

Abends 6 Uhr und unter der neuen Diktation müssen wir von früh 5 Uhr bis Abends 6 Uhr und Sonntags nach der Stunde des Direktors von früh 5 Uhr bis Mittag 12 Uhr arbeiten, ohne daß uns ein Pfennig dafür entschädigt würde. Kollegen! Unter diesen Umständen sehen wir uns gezwungen, von Mittwoch, den 9. Juni ab, die Arbeit einzustellen, falls die frühere Arbeitszeit nicht wieder eingeführt wird. Sämtliche Unterzeichnete bitten Euch dringend, haltet den Zugzug nach hier fern, damit wir unsere früheren Rechte wieder voll und ganz erlangen und nicht unterliegen müssen. Mit kollegiallichem Gruß die Böttchergesellen der Societätsbrauerei zum Waldschlößchen in Dresden.“ — Alle arbeiterfreundlichen Blätter werden um Aufnahme dieses Aufrufes gebeten.

Die Züricher Schuhmacher streiken wegen der Forderung an die Meister, Arbeitsstätte und Formirung zu stellen, oder dieselben mit 10 pCt. zu vergüten. Auf eine Zuschrift des Fachvereins an die Vereinigung der Arbeitgeber antworteten diese gar nicht. Da ein Resultat auf diesem Wege nicht zu erzielen, wurde die Arbeit niedergelegt. Die Arbeiter bitten um möglichst thätigste Unterstützung. Kassirer ist Schuhmacher Staufen, Zürich, Spiegelgasse.

Die Strickgarn- und Strumpfwaren-Fabrik von Theodor Fricke

174, Oranien-Strasse 174, BERLIN S.O. 174, Oranien-Strasse 174, empfiehlt zur bevorstehenden Sommer- und Reise-Saison:

Auf die Hausnummer 174 bitte zu achten.



Tricot-Damen-Tailen
mit doppeltem Faltenhosen, Seitentheilen und Abnäher von extra prima besonders dichtem rein wollenen Tricot-Stoff, wodurch Untertaille entbehrlich, zu den sehr billigen Preisen:

	für klein,	mittel,	groß,
do. v. dopp. stark. Stoff	2,75	3,00	3,25
do. m. reich versch. Einfah	4,00	4,50	5,00
do. mit Plüsch-Einfah	4,50	5,00	5,50
do. gl. i. Winterstoff m. Futter	6,50	7,00	7,50
	5,50	6,00	6,50

Farben: schwarz, marineblau, bordeaux, granat, tabak, loutre etc.

Gesundheits-Schweiss-Hemden

	für klein,	mittel,	groß,	extrag.
in melirten Farben	1 St. 1,75	2,00	2,25	2,50
	3 " 4,75	5,50	6,25	7,00
i. extra prima Qualität	1 " 2,50	2,75	3,00	3,25
	3 " 7,00	7,75	8,50	9,00
i. ungleich. Macobaumw.	1 " 1,25	1,50	1,75	2,00
	3 " 3,25	4,00	4,75	5,50
do. Filat-Arbeit	1 " 1,25	1,50	1,75	2,00
	3 " 3,25	4,00	4,75	5,50

Echte Stuttgarter Normal-Hemden

	für klein,	mittel,	groß,	extrag.
garantirt reine Wolle	1 St. 4,50	5,00	5,50	6,00
	3 " 12,50	14,00	15,50	17,00

Normal-Beinkleider

	für klein,	mittel,	groß,	extrag.
garantirt reine Wolle	1 Paar 4,00	4,50	5,00	5,50
	3 " 11,50	12,50	14,00	15,50

Vigogne und Maco-baumwollene Beinkleider

	für klein,	mittel,	groß,	extrag.
i. ungleich. u. melirt	1 Paar 1,25	1,50	1,75	2,00
	3 " 3,25	4,00	4,75	5,50

Schweiss-Socken

	fein,	mittel,	häßere
grau und braunmel. ohne Naht m. Doppel-	1 Paar 0,75	0,50	1,00
Gaße und Spitze	3 " 2,00	1,25	2,75

Gestrickte baumwollene glatte Damen-Strümpfe

	1 Paar	0,50	0,60	0,75
weiß, ringel und einfahbig	3 " 1,25	1,60	2,00	

Rechts und links gestrickte Kinder-Strümpfe

	Größe 0	1	2	3	4	5	6	7	8
weiß	1 Paar 8	14	18	21	24	28	29	32	36
	3 " 24	40	50	58	65	73	80	88	95
	einfahbig lang über's Knie								
1 Paar	35	40	45	50	55	60	65	70	75
3 "	95	110	120	130	140	150	160	175	

Wollene Tailen-Tücher in grösster Auswahl

a 3,00 3,50 4,00 4,50 5,50 6,50 7,50 etc.

Sendungen nach Außerhalb nur gegen Nachnahme. Umtausch der Waare ist gestattet. Bei Bestellungen in Hemden und Tricot-Tailen bitte die Tailenweite, bei Socken die Fußgröße und bei Beinkleidern die Schnittlänge und Leibweite anzugeben.

Theater.

Dienstag, den 22. Juni.
Deutsches Theater. Der Räuber von Salamea.
Velle-Alliance-Theater. Das Paradies, Gesangsposse in 4 Akten von Leo Treptow und L. Herrmann.
Friedrich-Wilhelmsstädtisches Theater. Der Sigewerberbaron.
Ostend-Theater. Marie Tudor.
Victoria-Theater. Amor. Tanz-Boem von Luigi Manzotti.
Ballner-Theater. Der Mikado.
Rauemann's Variete. Große Spezialitäten-Vorstellung.

Schweizer Garten.

Täglich: Am Friedrichshain. Haltestelle der Ringbahn. Am Königsplatz. Täglich:
Grosses Concert u. Vorstellung.
Mit Kapel als lebende Kanonkugel. Sensationelle Luftproduktion der Major-Crupps. Volksbelustigungen aller Art. Abends: Große Illumination und elektrische Beleuchtung.
G. Sch. Jonas, Bläser. G. Schw. Hefat. G. Schw. Hansen.
Mittwoch, den 23. d. M.: **Großes Familienfest.**
Entree 30 Pf. Dons haben Wochentags Giltigkeit.

Th. Keller's Hofjäger.

Hasenhalde.
Montag, den 5. Juli 1886:
Grosses Sommerfest
verbunden mit Sommernachts-Ball, veranstaltet vom
Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter
zum Festen des Unterstützungsfonds für kranke Mitglieder des Vereins.

R. Kufek's einzig stärkereiches Kindermehl

bewährt sich sowohl zur Ernährung der Säuglinge vom ersten Lebensstage an, als auch zur Heilung der Kinder u. Erwachsener bei Brechdurchfall u. Magen-Darmkatarrh. Selbst in vorgerückteren Fällen von Magenkrebs ist es die einzige Speise, welche der Magen nicht verweigert. (Siehe Allgemeine Medicinische Central-Zeitung LX. Jahrgang Nr. 46 vom 9. Juni cr.)
R. Kufek's Kindermehl ist zu beziehen durch die Apotheken. Gm.-Depot: Apotheker Hühnisch, in Firma E. Nonck, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 117.

Arbeitsmarkt.

Arbeiter auf Maschinenfabriker, welche Posten arbeiten können, bei dauernd. Beschäft. gef. von Rudolph Binder, Gräner Weg 9/10.

Gebilte Präger und Prägerinnen auf Relief finden Beschäftigung. [1883] Getz u. Wöslar, Melchiorstr. 23.

Tischler Herberge u. Verkehrslokal sowie Zentral-Arbeitsnachweis des Fachvereins der Tischler O. Blumenstr. 56. Die

Arbeits-Vermittelung geschieht unentgeltlich. Adressenausgabe an Wochentagen von 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr Abends. Sonntags von 9-11 Uhr Vormittags. 1764

Grosses Concert,

ausgeführt von der Kapelle des Hrn. Abordant. Von 4-6 Uhr großer Hindertanz verbunden mit Gondouren. Bräuse 6 Uhr großer Hindersackelzug, wozu jedes Kind eine Sackelaterne gratis erhält. Von 9 Uhr ab beginnt der Sommernachts-Ball. Herren, die daran teilnehmen, zahlen 50 Pf. nach.
Kasseneröffnung 2 Uhr. Anfang des Concerts 4 Uhr. Entree 25 Pf.

Sillets sind zu haben bei sämtlichen Vereinsmitgliedern, Staigerstraße 18 bei Stramm und in allen mit Plakaten belegten Handlungen. Es werden alle Mitglieder, Freunde und Gönner des Vereins hiermit eingeladen. 1947] Der Vorstand.

Bergolder auf Leisten (Verleger) vgl. 1988] Schmidt, Reichenbergerstr. 114.

Der unentgeltliche Arbeitsnachweis der Klavierarbeiter befindet sich Skalitzerstr. 18 bei Stramm. 1760

Passage 1 Tr. 9 R. - 10 R.
Kaiser-Panorama.
In dieser Woche:
Amerika - Californien. Mond.
Eine interessante Montblanc-Besteigung.
Gertha-Keise. Carolinen-Inseln.
Eine Reise 20 Pfa. Kinder nur 10 Pfa.

Allen Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß am 18. d. Abends 11 Uhr, unser Freund und Genosse, der Goldarbeiter Karl Reul gest. ist. Beerdig. Dienst. Nachm. 4 Uhr v. d. Veitsh. d. Georgenkirche i. Weihensee. Bezb. Unverzagt.

Der Sachverein der Dager Berlins veranstaltet am Montag, den 12. Juli, eine **Landpartie**

1986
per Kremser nach den **Waldbergen**. Die Listen zur Einzeichnung der Ticketnehmer liegen bei folgenden Komiteemitgliedern aus: G. Mendt, Ballisadenstr. 71; G. Kleber, Oranienstr. 171 bei Stock; G. Fuhl, Schleißer Bahnhof 8; G. Walter, Münchenerstr. 31; A. Dennis, Grassestr. 1; A. Keller, Borghstr. 18; G. Thieleke, Gumenwaldstr. 24; in Schönbeitz bei W. Rehdn, Mariannenstr. 21; D. Hauschild, Planufer 7 bei Rump; L. Braun, Danzigerstr. 1.

Rothekreuz-Lotterie
a Loos 1 Mark
Ziehung 28-30 Juni d. J.
Kinder-Heilstätten-Lotterie
Hospiz Zoppot
a Loos 1 Mark
Ziehung 7. Juli 1886
Rich. Schröder
Markgrafenstr. 46
a Loos 1 Mark

Ein II. Mehl- u. Vorkostgeschäft ist wegen Todesf. hier zu ol. bei Werner, Bixenstr. 24

Kommunales.

Von der Ausstellung im Jahre 1888. Betreffend die Uebertragung des städtischen Parks bei Trepow zur Veranstaltung einer Deutsch-Nationalen Industrie- und Gewerbeausstellung im Jahre 1888 und die finanzielle Beteiligung der Stadt Berlin an diesem Unternehmen, hat der Magistrat bei der Stadtverordneten-Versammlung folgende Beschlüsse gefasst, welche jedenfalls in der nächsten Sitzung der genannten Versammlung zur Erledigung kommen wird:

„Unter der Voraussetzung, daß aus Reichsmitteln ein Kostenbeitrag von 3 Millionen Mark bewilligt wird und unter den in der Vorlage des Magistrats vom 18. Juni cr. angeführten weiteren Voraussetzungen erklärt die Versammlung sich damit einverstanden, daß für die im Jahre 1888 in Berlin zu veranstaltende Deutsch-Nationale Industrie- und Gewerbeausstellung der städtische Park bei Trepow unentgeltlich, jedoch unter der Bedingung der Wiederherstellung des Zustandes seiner Wege und Anlagen, in welchem solche vor der Ausstellung sich befanden, in Benutzung genommen werde; daß ferner zu den Kosten dieser Ausstellung auf Grund der vorliegenden Berechnung aus städtischen Mitteln eine Beihilfe bis auf Höhe von 2 Millionen Mark, auf welche, wenn das Unternehmen einen Ueberschuß erzielt, entsprechende anteilige Rückzahlungen statufinden haben, gezahlt, und dem Magistrat endlich zur Bestreitung der zunächst für die Ausstellung erwachsenden Kosten als erste Rate dieser Beihilfe ein Betrag von 500 000 M. aus dem Ueberschuß des Rechnungsjahres 1885/86 zur Verfügung gestellt werde.“

Städtische Badeanstalten. Der Magistrat hat der Stadtverordneten-Versammlung eine Vorlage zugeben lassen, betreffend die Anlage je eines Schwimm-Bassins bei den beiden Männer-Badeanstalten an der Waisen- und Schleusenbrücke, sowie die Erweiterung der Männer-Badeanstalt am Nordhafen. — Da diese Vorlage für unsere Leser von Interesse sein dürfte, bringen wir dieselbe nachstehend zum Ausdruck:

Bereits in unserer Vorlage zum Stadthaushaltetat pro 1886/87 haben wir darauf hingewiesen, daß die vor Jahren angelegten acht städtischen Fließbadeanstalten für die große Zahl der unbemittelten Bevölkerung unserer Stadt nicht mehr hinreichende Gelegenheit zur Befriedigung des Badebedürfnisses bieten und daß wir demnach besondere Anträge wegen Herstellung von Verbesserungen auf diesem Gebiete vorlegen würden. — Von Jahr zu Jahr ist die Frequenz unserer städtischen Fließbadeanstalten um mehr als 20 000 Personen gestiegen. Während der vorjährigen Badezeit haben beinahe 60 000 Personen die Anstalten benutzt. Besonders an den heißen Tagen der Monate Juni und Juli ist der Andrang zu den Bädern so stark — es werden dann oft an einem Tage in einer Anstalt bis zu 2500 Badegäste ausgegeben — daß vielen Personen der Eintritt und damit auch die gesuchte körperliche Reinigung und Erfrischung verlagert werden muß. — Mit Rücksicht hierauf und da nach Einführung der Kanalisation die Beschaffenheit des Fließwassers eine erheblich bessere geworden ist, glauben wir nunmehr die Aufgabe, die vorhandenen städtischen Fließbadeanstalten entsprechend zu vergrößern und ihre Zahl zu vermehren, im Interesse der Gesundheitspflege, namentlich der ärmeren Volksklasse Berlins so bald wie möglich erfüllen zu müssen.

Wir beabsichtigen daher zunächst je ein Schwimm-Bassin

1. neben der Männer-Badeanstalt an der Waisenbrücke,
 2. " " " " " Schleusenbrücke
- anzulegen und ferner
3. die Badeanstalt für männliche Personen am Nordhafen durch Einbauten des Ummäuerungsbauwerks zu vergrößern.
- Alsdann halten wir es für notwendig,
4. die dabeist gelegene Badeanstalt für weibliche Personen wegen der überaus schlechten Beschaffenheit des Wassers an der jetzigen Stelle nach der südlichen Ecke des Nordhafens hin zu verlegen,
 5. neben der Badeanstalt für Frauen an der Waisenbrücke längs dem städtischen Grundstück Stralauerstr. 58 eine zweite Bade- und Schwimm-Anstalt, welche auch dem demittelten Publikum dienen soll,
 6. unter der linksseitigen Öffnung der Schillingbrücke zwischen den beiden dort gelegenen Badeanstalten für Frauen und Männer ein Schwimm-Bassin zu errichten.

Mit der Vergrößerung der vorhandenen Anstalten wird indessen bei der gegenwärtigen Ausdehnung Berlins nicht ausreichte Vorsorge getroffen werden. Es wird daher ferner notwendig sein, daß später auch noch an anderen geeigneten

Stromstellen mit der Errichtung von Badeanstalten nicht nur für die armen, sondern auch für die demittelten Volksklassen vorgegangen wird. In Anerkennung des dringenden Bedürfnisses haben die königlichen Strombehörden sich bei den bisherigen Verhandlungen sehr bereit gezeigt, unsere auf Verbesserung des öffentlichen Badewesens gerichteten Absichten nach Möglichkeit zu unterstützen. Unter dem 1. bezw. 8. Juni cr. ist uns seitens des königlichen Domänen-Amtes Berlin nach vorheriger Zustimmung des Herrn Polizeipräsidenten und der königlichen Ministerial-Bau-Kommission, vorbedeutend die Ausfertigung der formellen Konzession, zunächst die vorläufige Genehmigung zur Ausführung der vorstehend unter Nr. 1 bis einschließlich Nr. 3 erwähnten Anlagen erteilt worden. Wegen der zu 4, 5 und 6 genannten Einrichtungen sind die Verhandlungen noch nicht zum Abschluß gebracht. In den beiden Badeanstalten für männliche Personen an der Waisen- und an der Schleusenbrücke — zu 1 und 2 — haben im vorigen Jahre während der Monate Juni bis einschließlich September rund 67 000 resp. 63 000 Personen, im Juni und Juli täglich durchschnittlich 900 Personen gebadet. Biebt man die beschränkten Raumverhältnisse in Betracht, so werden vorstehende Zahlen keinen Zweifel darüber lassen, daß beide Anstalten nicht mehr genügen, um die Zahl der Badebedürftigen aufzunehmen. Noch weniger aber gestattet der beschränkte Raum dieser Anstalten selbst bei möglichem Besuch das Schwimmen, welches doch für die meisten Personen den Hauptreiz des Badens bildet. — Wir beabsichtigen deshalb die neben den vorgenannten Badeanstalten projektierten beiden Bassins ausschließlich für Schwimmer, die allen besetzenden Bassins für Nichtschwimmer einzurichten. Die Herstellung soll nach Maßgabe der Vorlage beigefügten Pläne geschehen. — Die genaue Kostenanschläge für beide Bassins werden zur Zeit von der V. Stadtbau-Inspektion aufgestellt. Wir werden die Anschläge auf Verlangen demnächst vorlegen. Uebersichtlich sind die Kosten für jedes Bassin auf 14 000 M. von der Bauverwaltung angenommen. — Was nun schließlich die Badeanstalt für männliche Personen am Nordhafen anlangt, so ist dieselbe während der vorjährigen Bauperiode von 89 455 Personen, im Juni und Juli täglich von durchschnittlich 1 280 Personen benutzt worden. Um dem namentlich nach Schluß der Arbeitszeit schwer zu bewältigenden Andrang genügen zu können, ist eine Vergrößerung der Wasserfläche erforderlich. Die königlichen Strombehörden haben sich damit einverstanden erklärt, daß diese Vergrößerung in den auf der beifolgenden Zeichnung rot eingekreisten Grenzen vorgenommen wird. Die Kosten der Erweiterung stellen sich nach dem Anschläge auf 5 300 M. — Zudem wir uns vorbehalten, wegen der vorstehend unter Nr. 4 und 6 erwähnten Einrichtungen in nächster Zeit, und nach Erfüllung dieser Aufgabe auch wegen Anlage neuer Badeanstalten an anderen Stromstellen besondere Vorlagen zu übersenden, eruchen die Stadtverordneten-Versammlung wir, zunächst wie folgt zu beschließen:

Die Stadtverordneten-Versammlung erklärt sich mit der Anlage je eines Schwimm-Bassins

- a) neben der Männer-Badeanstalt an der Waisenbrücke,
- b) neben der Männer-Badeanstalt an der Schleusenbrücke, sowie
- c) mit der Vergrößerung der Männer-Badeanstalt am Nordhafen,

nach Maßgabe der vorgelegten Zeichnungen und Kostenanschläge einverstanden und stellt die für Herstellung dieser Anlagen erforderlichen Kosten und zwar:

- ad a) 14 000 M., ad b) 14 000 M., ad c) 5 300 M., zusammen 33 300 M., à conto des Fonds für unvorhergesehene Ausgaben von 300 000 M. bei Spezial-Verwaltung 65 zur Verfügung.

Wegen Dringlichkeit der Sache ersucht der Magistrat die Stadtverordneten-Versammlung, noch vor den Ferien der Versammlung über diese Vorlage Beschluß zu fassen.

Unter den Petitionen, welche den Kommunalbehörden in letzter Zeit zugegangen sind, befindet sich eine solche des prakt. Arztes Herrn Dr. Stahn, Kottbuserstr. 3. Der Petent ersucht die genannten Behörden um Verwertung des Antrages des königl. Polizei-Präsidenten, die Einführung des animalen Impf-Verfahrens betreffend.

Lokales.

In Betreff der Wahl von Arbeitern zu Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamtes geht uns aus Arbeiterkreisen folgender Aufruf zu: „Arbeitervertreter des Reiches! Zum

durch welche sie sich ihre Schönheit so lange bewahrt hatte — einen Krug kalten Wassers und ein Stück Flanell vorwies. Auch dem ewigen Wechsel der Mode wird man so einige Berechtigung zusprechen können, denn die Natur des Menschen ist nun einmal für den Reiz des Neuen so sehr empfänglich, daß Männer gar oft für Damen entdrennen, die von ihren eigenen Ehefrauen an Reiz weit übertroffen werden. Eine kleine Veränderung in der Haartracht, im Schnitt des Kleides, in der Form der Halskrause u. dergl. bewirkt stets eine Aenderung der ganzen Erscheinung, die naturgemäß auch einen neuen Reiz mit sich bringt. Die wahrhaftigen „Künstlerinnen“ unter den Frauen wissen das und benutzen ihr Wissen mit allem erforderlichen Maße. Andere folgen nur dem Zwang der Mode, erzielen aber auch so ihre Erfolge, so lange sie sich nicht ganz gedankenlos den Uebertreibungen ergeben, welche jede neue Mode mit sich bringt.

Und darin ist die „Mode“ allerdings stark. Heute schnürt sie den Körper ein, daß die armen Dingerchen kaum gehen können und morgen bläht sie ihn auf, daß sie wieder nicht sitzen können. Gegenwärtig trägt man Rissen an der Rückseite des Körpers und 1793 befestigten die Töchter Abdiens solche Rissen („Pads“) an der vorderen Seite des Leibes. Noch vor Kurzem schnitten die Modedamen ihre Haare ab und gingen wie zerkaufte Lungen umher und wie lange ist es her, daß wir uns über jene Haarhürnen ärgerten, die von Tag zu Tag höher wuchsen und die Freude der Haar- und Kosmopoliten waren! Es gab eine Zeit, wo man die Hüften einzwängte und gegenwärtig sucht man sie zu verbreitern, es gab eine Zeit, wo Schminke und Puder notwendig zu einem schönen Gesicht gehörten, während wir heute in dieser Beziehung einen sehr gesunden Geschmack entwickeln und uns auch die schönste gemalte Wange eher abstoßt als anseht.

Uebrigens ist es nicht die Freude am Wechsel allein, die solche Absonderlichkeiten bewirkt, auch der Geschmack der Einzelnen wie der verschiedenen Völker ist ja sehr ver-

schieden und demgemäß sind auch die „Frauenkünste“ außerordentlich mannigfaltig. Wie sehr der Geschmack der Individuen auseinander gehen kann, das wissen wir Alle. Der Eine zieht die Blondinen vor, der Andere die Schwarzen, der Eine die Mageren, der Andere die Vollen. Oft wird eine ganze Zeit von einer Vorliebe für irgend eine Körper Eigenschaft ergriffen und welche merkwürdigen Wandlungen der Geschmack erfahren kann, das ist mir nie lebhafter deutlich geworden, als bei der Lektüre der Schrift des Italieners Frenzuola „Ueber die weibliche Schönheit“. Frenzuola lebte im 16. Jahrhundert, er lebte in einer Zeit und unter einem Volke, wo man sich auf Frauen-Schönheit verstand und das Ideal, das er aufstellte, würde auch heute das Entzückende Aller bilden. Wertwürdiger Weise verlangt er von diesem Ideal aber auch eine Eigenschaft, für die heute kaum jemand schwärmen würde — eine große Hand. Da scheint unser Empfinden ganz und gar anders geworden zu sein und ebenso hat es sich gegenüber der Antike in der Frage der „Taille“ geändert. Während das griechische Schönheits-Ideal zwischen Oberkörper und Hüften nur eine leise Einbuchtung aufweist, wird heute auch derjenige, der für eine „Wespentaille“ durchaus nicht schwärmt, doch die griechischen Göttinnen in dieser Beziehung gern ein wenig verbessern wollen, wie ja auch unsere Maler diesem „Zug der Zeit“ gefolgt sind.

Wie sehr aber die einzelnen Völker sich in ihren Anschauungen über das „Schöne“ unterscheiden, das zeigt ein Blick auf die „Frauenkünste“, wie sie in verschiedenen Ländern geübt werden und geübt wurden. Während die Engländerin in breiten Schuhen tapfer auftritt, lieben wir ein kleines, zierliches Füßchen und die Chinesen gehen so weit in ihrer Vorliebe für das Kleine, daß sie dieses Füßchen verkrüppeln und es absichtlich in einen Klumpfuß verwandeln. Die Spannung des Fußes verlangt auch Frenzuola hoch, und zu allen Zeiten hat man es versucht, durch hohe Absätze die Natur in dieser Richtung hin zu korrigieren. Ganz absonderlich aber war die venetianische Mode der

Zwecke der Aufstellung der Kandidaten für die Wahl von zwei Mitgliedern und je zwei Stellvertretern zum Reichs-Versicherungsamte ist soeben von einer Versammlung der fast hundert Mitglieder zählenden Arbeitervertreter Berlins mit Umgegend nach eingehender Beratung folgendes beschlossen worden: „Die vom Verband der Werkmeister in Düsseldorf unterbreitete Weise empfohlene Kandidaten sind abzulehnen, da sie hinreichende Garantien für genügende Vertretung der Arbeiter nicht bieten und da die Wahl der Mitglieder des Reichs-Versicherungsamtes Sache der gewählten Arbeitervertreter ist.“ Als geeignete Männer zur Vertretung der Arbeiter wurden die folgenden Herren zu alleinigen Kandidaten proklamiert: 1. Als Mitglied des Reichs-Versicherungsamtes in Berlin Nr. 275 Carl Guhlert, als Stellvertreter in Berlin Nr. 1492 Wilhelm Buchholz, in Berlin Nr. 1491 Wilhelm Körner. 2. Als Mitglied des Reichs-Versicherungsamtes in Berlin Nr. 2086 Robert Buchholz, als Stellvertreter in Berlin Nr. 601 Carl Vichtenberg, in Berlin Nr. 604 F. Ruch. Wir ersuchen Euch, indem wir versichern, daß diese Männer in jeder Beziehung maßlos dastehen und die hinreichende Befähigung zur Vertretung der Arbeiter besitzen, nur diesen allein und zwar umgehend Eure Stimme zu geben. Laßt Euch nicht irre machen!“

In Bezug auf die Hehereien und Denunziationen der Christlich-Sozialen gegen den Reichstagsabgeordneten Singer bemerkt ein Berliner Korrespondent der „Dresdener Morg.-Ztg.“ sehr treffend: „Es ist eine anekdotische, widrige Denunziationenwuth ausgebrochen. Man löbete die Leute auf, die läßig gefallen sind, sei es, weil sie als Konkurrenzten christlich-sozialer Geschäftleute Erfolg haben, sei es, weil sie einem politischen Gegner einmal einen Strich durch seine Rechnung machten, man sucht sie sich heraus, trägt alles zusammen, was man ihnen als Verbrechen vorwirft und denunziert sie dann lustig, sei es in Eingaben an die Polizei, sei es, indem man öffentlich mit Fingern auf sie zeigt und in den Zeitungen sie angreift. So empörend und abstoßend solches Thun auch ist, es birgt die Verübung in sich, daß es sehr schlimm um eine Gesellschaft stehen muß, die zu solchen Mitteln greift. Auch das ist ein Spitzelthum und ein schlimmeres als das polizeiliche. Der Polizeispitzel mag aus Ewerbsgründen sich seinen Beruf gewählt haben, die Spitzel nach dem Erlasse des „Reichsboten“ lassen sich ausschließlich von niedriger Gesinnung leiten. Es ist eine moralische Pest die da aufgetreten ist. Aber unsere Zeit giebt sich mit Epidemien und Seuchen nicht allzulange ab. Man wird auch dieser häßlichen Krankheit Herr werden.“ Es ist nur zu wünschen, daß das letztere recht bald geschehen möge.

Daß die Simulation von Krankheit bei Mitgliedern der neuen Zwangs-Krankenkassen sehr oft vorkommt, namentlich wenn die Arbeit stößt und Arbeiterentlassungen in Aussicht stehen, ist eine viel beobachtete Thatsache, über welche die freien Kassen weniger zu klagen haben, weil dort das größere Interesse der einzelnen Mitglieder eine strengere Kontrolle der Erkrankten von selbst herbeiführt. Neuerdings werden aber auch diese Zwangskassen nicht bloß durch Simulation von Krankheit, sondern auch durch Simulation von Gesundheit geschädigt. Der Erkrankte verliert gesetzlich einen Unterstützungsanspruch nach dreizehnwöchiger Dauer der Krankheit. Die Folge dieser Gesetzesbestimmung ist, daß der Kranke gegen Ablauf der dreizehn Wochen sich wieder zur Arbeit quält, auch vielleicht unter größter Anstrengung einige Tage arbeitet und den Arzt glauben macht, wieder arbeitsfähig zu sein. Dem Arzte aber wird es meistens schwer fallen, Jemandem, der arbeiten will, davon abzuhalten. Einige Tage, vielleicht auch ein paar Wochen quält sich der Kranke hin, dann — wird er von Neuem krank, natürlich mit dem erneuten Anspruch an die Krankenkasse auf eine dreizehn Wochen dauernde Unterstützung. Solche Kassenmissethater, mit chronischen Weiden behaftet, schädigen in dieser Weise die Kassen ungemein, und so sehr man vom Standpunkte der Menschlichkeit aus diesen thätigst insoviden Arbeitern auch eine Unterstützung gönnen mag, so erscheint doch im Interesse der Kassen eine anderweitige Regelung dieser Unterstützungsverhältnisse dringend zu wünschen. Die Inwaldenversorgung, die hier vielleicht Abhilfe schaffen könnte, läßt ziemlich lange auf sich warten.

Nachdem sich die Anfangs gehegte Hoffnung, daß die Vermehrung der Loose der preussischen Klassenlotterie schon jetzt erfolgen werde, nicht erfüllt hat, ist die Theilnahme der Spieler an der mit dem nächsten Monat wieder beginnenden königlichen sächsischen Klassenlotterie in Berlin eine fast allgemeine. Man sieht, daß die Strafmandate, welche die Behörde wegen Spielens ins auswärtigen Lotterien erlassen hat, keine oder

Frauenkünste.

Plauderei von Emil Peschke.

[Nachdruck verboten.]

Die Apostel der Frauen-Emanzipation mögen es mir verzeihen, wenn ich behaupte, daß zu allen Zeiten und bei allen Völkern von den Frauen diejenigen Künste am meisten und eifrigsten gepflegt wurden, welche keinen anderen Zweck haben, als — die weiblichen Reize zu erhöhen. Ja, ich bin sogar so vermessend, zu glauben, daß dies auch in alle Zukunft so sein wird und daß dabei Männer wie alle Frauen am zufriedensten sein werden, vorausgesetzt, daß man immer hübsch daran denkt, daß ein schöner Körper allein noch lange kein schönes Weib macht, daß dazu auch etwas Geist und vor allem Gemüth gehört.

Umgekehrt wird uns aber auch der geschickteste Blauschmuck kaum sonderlich erquiden, wenn ihm jeglicher Körperreiz fehlt, und deshalb wird der Vernünftige über jene Frauenkünste, welche nur darauf ausgehen, die äußere Erscheinung zu verschönern und die so viel bespöttelt werden, ohne Weiteres den Stab brechen. Er wird im Gegentheil diese Künste — so weit sie vernünftig sind — um so wärmer vertheidigen, je empfänglicher seine Seele und je feiner gebildet sie ist. Freilich gehen diese Künste meist über das Vernünftige weit hinaus und bewirken dadurch oft das Gegenheil von dem, was sie bewirken sollen, so daß die allzu eifrige Künstlerin sich in der Regel zu einem lächerlichen Zerrbilde umschafft, während die Dame von Geschmack, indem sie der Natur ein wenig nachhilft, ohne zur Betrüglerin zu werden und ohne zu schädlichen Mitteln zu greifen, leicht ihre Reize erhöhen und gegen die Angriffe des Alters schützen kann. Man denke an die berühmte Kourtesane Ninon de Lenos, die, als sie 1706 im Alter von 90 Jahren starb, noch immer die frische, zarte Haut der Jugend besaß und die, als sie um Mittheilung jener Zaubermitel gebeten wurde,

doch nur eine geringe Wirkung haben. Diesen Personen, welche den Betrieb sächlicher Lotterielose bewirken, machen ein gutes Geschäft und sind daher vorzüglich genaug, daß ihnen diese Einnahmequelle durch ein Eingreifen der Behörde nicht entzogen wird. Merkwürdig ist die Weise, wie in der Provinz weniger in auswärtigen Lotterien gespielt und diese auf die Gewinnung erklärt sich wohl nur durch die Furcht, daß man dem Strafrichter verfallen könnte. Bei der großen Zahl der Gewinne, welche alljährlich von auswärtigen Lotterien nach Berlin fallen, erscheint die von einer Stelle aufgestellte Behauptung als zureichend, daß hier allein etwa ein Drittel oder sogar die Hälfte der Loose auswärtiger Lotterien gespielt wird. Es wäre daher an der Zeit, daß man endlich die Vermehrung der Loose der preussischen Klassenlotterie in die Hand nimmt.

Das günstige Wetter hat einen sichtbaren Einfluß auf die Vegetation gehabt. Der Winterroggen steht in Blüthe, die Weizen sind stärker als in früheren Jahren und versprechen einen Ertrag. Die Sommerweizen sind entsprechend entwickelt und darf auf eine frühe Ernte in der Umgebung Berlins gerechnet werden. Einige Kleearten in der Schöneberger Gemarkung haben bereits den ersten Schnitt abgegeben und die Frühkleearten werden bald auf dem Markte erscheinen. Die Rüben sind reich und reichlich vorhanden, aber das übrige Getreide ist durch die späten Nachtfröste größtentheils zu Grunde gegangen. Die Äpfel- und Birnbäume versprechen reichen Ertrag und der Wein am Spalter hat meistens verblüht. An einzelnen Stellen treten die Raupen auf, so sind die Bäume in einer schönen Alee in Friedenau durch Raupenfraß entblättert und machen den Eindruck, als wenn sie abgehörten wären. In den Biergärten der Borowitz ist ein reicher Blumenertrag entwickelt.

Sollen wir kalt oder warm essen und trinken? Ueber die Schädlichkeit des Genusses heißer Speisen und Getränke veröffentlicht Dr. Glaser im „Journal für öffentliche Gesundheitspflege“ einen Aufsatz, der viel Beherzigungswürdiges enthält. Es ist nicht zu glauben, wie hartnäckig Hausfrau und Köchin gerade an dem Unfuge, die Erzeugnisse des häuslichen Herdes nur in heißem Zustande kauen und verschlingen zu lassen, mehr als an allen übrigen Kochsünden festhalten; das Aushalten der Speisen in Halbalt ist zu einem Ruchelaster geworden. In diesem Punkte ist mir noch nie und nirgends, selbst in meiner eigenen Familie nicht gelungen, ein erträgliches Uebereinkommen zwischen Hausfrau und Tischgesellschaft zu Stande zu bringen. Einmal, als mir's zu bunt wurde, und Suppe und Kaffee immer wieder kreisend vor Bluth auf den gedeckten Tisch gebracht wurden, nahm ich das Thermometer von der Wand und verankerte es zum Schreck der Hausfrau in die volle Suppenschüssel. Das half. Das Thermometer zeigte 70 Grad Celsius, 32 mehr als die Blutwärme. Eine Brühe von 70 Grad Celsius, welche man sich ungestraft nicht über die Füße gießen kann, eine solche Glühbrühe auf die Hände und Junge wie in einem Abfahlfloß zu gießen — daß so etwas Thierquälerei sei, mußte eigentlich Jeder einsehen, und doch leuchtet's fast Niemand ein. Einen minder empfindlichen Körpertheil als die Mundschleimhaut und den Zahnschmelz, nämlich die äußere Haut in einem Badewasser von ähnlich hoher Temperatur zu baden, das würde gleichbedeutend mit Tödtung des ganzen Menschen sein; und die Mundhöhle mit allem was darin ist muß sich solch undarmherziges Verdrühen, nur weil es nun einmal zur Küchenmode, zur Küchenpraxis der Hausfrau gehört, gefallen lassen. Wie pedantisch läßt der Kurdadende mit dem Thermometer sich die 25 und 28 Grad Celsius seines Hauptbades abmessen! Wie würde er, und zwar mit Recht, schimpfen, wenn der Badedienter ihm das Wannbad auf 50 Grad Celsius erhitzt! Und dieser nämliche Badegast badet tagtäglich beim Mittagessale Mund und Wangen mit einer Wärme und mit Brocken von 60 Grad und noch darüber und denkt sich nichts und fürchtet nichts dabei. Den Köchinnen diese ihre Heißblütigkeit im Ausfließen der Wabstücken abzugewöhnen, ist der Zweck des gegenwärtigen Winkes. Es ist gar lustig anzuschauen, wie an einer Mittagstafel Jeder bei den ersten Löffeln Suppe, die er zum Munde führt, seine besonderen Gimnastiken schneidet; unbewußt runzelt er die Stirn und verzehrt alle Wangen- und Kinnmuskeln. Ich habe mir manchmal photographische Augenbildnisse einer Tischgesellschaft gemalt, welche eben über die erste heiße Schüssel mit Löffel oder Gabel herfällt. Wenn unsere Haushiere uns Menschen vor den glühend heißen Schüsseln schweigend sitzen, uns zornentbrannt wie „Feuertesser“ die heißen Stüde Kartoffeln über das Gehege der Hände hinweg verschlingen sehen, wie würden sie über unser vernunftwidriges Gebahren die Köpfe schütteln. Ich war einmal um die Mittagstunde in einem Bauernhause Zeuge, wie eine Bauerin ihre Tochter, welche den Futterinhalt eines Kuhflecks unabgesehen in die Viehhütte tragen wollte, überlegte und sie schellend fragte, ob sie die Wärme mit dem heißen Futter wohl tödten, oder doch krank machen wolle? Und doch trug diese nämliche Frau, die sich des Viehes erbarmte, den Thieren in der nächsten Minute das Koblgemüse glühend heiß in großen Schüsseln von Herde unmittelbar auf den Tisch. Die vor Hunger ungeduldig Hartenden führten vor meinen Augen jenes interessante Gimnastikenspiel der Feuerprobe auf, an dessen Anblick ich mich schon so häufig ergötzt habe. Jung und alt spizen über dem heißen Löffel den Mund; es ist ein allseitiges Blasen und Schnüffeln und Schlürfen am Löffelrande, ein

Schnüffeln und Fäden am Tisch, als ob's einem Straffessen gellte. Es ist gerade als ob uns Menschen ausgegeben wäre, bei jeder Mahlzeit durch Bunge und Leib ganz genau den Verdrehpunkt der Schleimhaut und die Sprengtemperatur für den Zahnschmelz am Lebenden zu ermitteln, so gewissenhaft bemüht sich jeder, die ersten Hissen so heiß wie möglich dem Mundboden einzuladen und hier sie zwischen den Riefen und den oberen Zähnen tanzen zu lassen. Die nächste unmittelbare Wirkung dieser abentheuerlichen Küchenpraxis, des Feueressens, ist das moderne allgemeine Zahnelend mit all seinen gesundheitschädlichen Folgen. Das Meer der Zahnärzte fügt sein Dasein in erster Reihe auf den Unfug der Köchinnen, Speise und Trank in einer Temperatur von 50 bis 70 Grad Celsius aufzutischen. Man sucht noch immer nach einer Erklärung, warum die Zähne des Oberkiefers in der Regel früher zu Grunde gehen, als die des Unterkiefers; man vermuthet die Ursache u. A. in den chemischen Eigenschaften, namentlich aber in der kälteren Beschaffenheit des mehr im Unterkiefer befindlichen Speichels. Aber wir brauchen nur einen frisch geschneitten heißen Bissen in die Mundhöhle zu verbringen, um gleich einzusehen, daß die Verödung des Zahnschmelzes hauptsächlich am Oberkiefer ein mechanischer Sprengvorgang ist, hervorgerufen durch natürliche Temperaturregungen innerhalb der Mundhöhle. Der heiße Bissen wird zunächst auf dem Zungenrücken durch ein unwillkürliches Schnalzen und Bitten der Zungenmuskeln, welche hierin mit der Zeit eine unglaubliche Fertigkeit erlangen, hin- und hergeworfen, dabei kößt er, wie die Billardkugel am Randpolster, an den Zähnen des Oberkiefers an und ab. Die nächste Folge ist, daß die oberen Zähne die ersten sind, welche zerklüftet werden, und zwar an ihren inneren, der Mundhöhle zugewandten Ranten. Gleichwie in Glashütten eine punktirige leise Berührung eines Glaszylinders mit einem Sprengholz im Ru die ganze Walze spaltet, gerade so muß die heiße Kost einer unvernünftigen Hausfrau schon durch vorübergehende Berührung der Zahnoberfläche den Zahnschmelz immer mehr zerklüften und für das Eindringen und Nachdringen schmelzfeindlicher Flüssigkeiten, wie Zucker, Säuren u. a. m. schließlichen. Aus diesen Andeutungen über Gesundheitsverwüstungen, welche durch heiße Getränke und Speisen angebracht werden, ziehen wir die Lehre: schenken wir unseren Hausfrauen und Köchinnen, wenn wir sie anders nicht von der heißen Kost abdringen können, zu Weihnachten für die Küche ein Suppen- oder Kaffeehormometer, damit sie die Speisen und Getränke, ehe sie auf den Tisch kommen, auf den zuträglichen Wärmegrad abstimmen. Stenalt gewordene Menschen pflegen zu bemerken, daß sie nie im Leben heiß gegessen und getrunken haben.

Professor Esmarch über Gymnasial-Bildung. Der berühmte Chirurg in Kiel spricht sich über die gegenwärtig den Studierenden der Medizin auf den Gymnasien gegebene Vorbildung mit großer Schärfe und Bitterkeit aus: „Ich will nicht länger zögern, es auszusprechen, daß ich in Betreff der Nothwendigkeit einer gründlichen Schulreform mit meinen Kollegen Hensen, Flemming, Stimming, Hüter, Fied u. A. völlig übereinstimme, und daß ich es für meine Pflicht halte, dies überall auszusprechen, wo sich dazu Gelegenheit findet. Die Ueberzeugung, daß der Geist unserer Jugend verflümmert unter dem Zwange, sich vorzugsweise mit Gegenständen beschäftigen zu müssen, welche für sie wenig Interesse und keinen bleibenden Werth haben, gewinnt offenbar unter den Gebildeten unserer Nation immer mehr Boden, und stets bemüht, auch die Meinung Anderer darüber zu erforschen, habe ich gefunden, daß die große Mehrzahl mit mir derselben Ansicht ist, wenn auch Viele es nicht wagen, dies offen auszusprechen, weil sie fürchten, für Kezer oder Ungebildete (Neobarbaren) gehalten zu werden. Was nun meine Ansicht über die Frage betrifft, ob für die Mediziner die philologische oder die realistische Vorbildung vorzuziehen sei, so bin ich außer Stande, zu beurtheilen, ob die Ausbildung, welche die Schüler der Real-Gymnasien erhalten, für den zukünftigen Arzt vorzuziehen sei, als die der „humanistischen“ Gymnasien, da wir Professoren nur selten Gelegenheit haben, Schüler von Real-Gymnasien unter unseren Studierenden zu sehen. Die Gründe aber, welche von Seiten der klassischen Philologen gegen die Zulassung der Real-Schüler zum medizinischen Studium geltend gemacht werden, erscheinen mir äußerst schwach. Daß für die Vorbildung zum Studium der Medizin die meisten Gymnasien nur sehr geringes leisten, ja, daß die meisten unserer Studierenden eine ganz ungenügende Vorbildung für unser Fach von der Schule mitbringen, davon habe ich mich durch langjährige Erfahrung überzeugt. Zunächst muß doch verlangt werden, daß der Arzt eine allgemeine Bildung besitze. Daß aber viele von den auf den Gelehrtenschulen gebildeten Studenten das nicht mitbringen, was man jetzt „allgemeine Bildung“ nennen sollte, darüber herrscht z. B. in unserer Fakultät kein Zweifel. Dazu gehört vor Allem eine ausreichende Kenntniss der neueren Sprachen, namentlich der englischen und französischen, dazu gehört eine genügende Uebersetzung der eigenen Muttersprache, eine Fülle von auf Anschauung gegründeten naturwissenschaftlichen und geographischen Kenntnissen und endlich die Fähigkeit, einem Gedanken auch durch den Zeichenstift einen einigermaßen genügenden Ausdruck zu geben. Alles das scheint den meisten Abiturienten von Gymnasien zu fehlen und kann auf der Universtät nur kümmerlich nachgeholt werden, weil die Fachstudien die ganze Zeit aufzuehr in Anspruch nehmen.

da durch die jeweilige Mode beeinflusst — ihre Hautfarbe zu verbessern. In Japan verlangt man von einer schönen Frau in erster Linie weiche Haut und in Folge dessen finden dort weiße Schminken sehr stark Verwendung. Man benutzt Bleiweiß, Reispuder und das blendend weiße Pulver, das die Pflanze Mirabilis Jalappa in ihren Beeren enthält. Die Römerinnen pflegten ihre Wangen künstlich zu bemalen und bedeckten sie in der Nacht, um sie wieder weich zu machen, mit Leig und ledernen Masken. Die Chinesinnen legen Roth und Weiß auf und bemalen besonders die Unterlippe Roth. Auch die Japanesin färbt die Lippen dunkel oder violett, während die Beduinensfrau sie blau und die Bewohnerin der Kurilen sie sogar schwarz färbt. Die wilden Völkerschaften lieben es besonders, den ganzen Körper zu bemalen, und die Frau der Monboko-Neger erscheint bald mit Sternen und Kreuzen, bald mit Blättern und Blüthen, bald mit Streifen und Adern bemalt, jaft so wie unsere Modedamen mit den Stoffen ihrer Toiletten wechselt.

Aber die „Frauenkünste“ erstrecken sich auch auf Nebensachen — die ja freilich im Reich der Galanterie bisweilen auch Hauptsachen werden können. Jene Dame erzielt den eigenen Reiz ihres Gesichts durch Bemalung des sichbaren Stückchens der Nasenscheidewand, eine andere operirt mit Schönplasterchen, eine dritte mit dem Arrangement jener Locken, die sich eigenständig in den Nacken hereinbringen, eine vierte mit ihren Zähnen, eine fünfte mit ihren Händen und Fingernägeln. Die Hindufräulein beizt ihre Zähne glänzend schwarz, die Köchler der Südpol-Inseln bemalt die Zungenspitze und jene der Massais in Ostafrika streckt das Dyrilappchen durch angebrachte Gewichte fast bis zur Schuler. Die Japanesin bemalt ihre Nase, so daß sie höher erscheint und die Maurin färbt die Augenbrauen dunkel und malt an die Ränder der Lider zwei schwarze Streifen. Diese Behandlung der Augen verdient allerdings nicht ganz unter den „Nebensachen“ genannt zu

Als klinischer Lehrer habe ich hinfänglich Gelegenheit, mir über den Bildungsgrad meiner Zuhörer ein Urtheil zu bilden, da ich dieselben täglich am Krankenbett examinire, die von ihnen verfaßten Krankengeschichten vorlesen und beurtheilen und endlich die Doktor-Differtationen, welche sie über die in meiner Klinik beobachteten Fälle schreiben, kritisiren muß. Dabei habe ich gefunden, daß nur Wenige fähig sind, die sinnlichen Eindrücke gut und schnell aufzufassen, klar zu beurtheilen und folgerichtig wiederzugeben. Sehr oft kößt man auf eine Art von Apathie, von geistiger Kurzsichtigkeit, welche schlimmer ist, als die ebenso häufige, in der Schule erworbene Kurzsichtigkeit des Auges. Es ist, als ob der jugendliche Geist verflümmert sei, seine Früchte verloren habe unter der vorwiegenden Beschäftigung mit den grammatischen Spitzfindigkeiten und dem Auswendiglernen von all den Regeln mit zahllosen Ausnahmen, während die Fähigkeit, zu beobachten, die in der Jugend so sehr nach Befriedigung strebt, verloren gegangen ist unter der Ueberhäufung mit Gegenständen, die für den jugendlichen Geist wenig Interesse haben können und denen Anschauung nicht zu Grunde gelegt wird.“

Bierologisches. In Nr. 25 der „Wochenschrift für Brauerei“ befindet sich ein zur Widerlegung der im preussischen Abgeordnetenhaus jüngst zu Tage getretenen Ansichten über die Berliner Bierverhältnisse von dem Vorsitzenden des Vereins Versuchs- und Lehranstalt für Brauerei, Herrn Direktor Köhler, unterzeichneten Artikel, von dem einige Punkte von allgemeinerem Interesse sind. Es heißt da: In der Sitzung des preussischen Abgeordnetenhauses vom 2. Juni d. J. bei Gelegenheit der Debatte über die Surrogatfrage sagte Herr v. Rauchhaupt u. A. folgendes: „Ich habe neulich einen sehr interessanten Artikel gelesen über die Bierproduktion Bayerns, namentlich gegenüber der Bierproduktion Berlins, und über die Gründe, weswegen das bayerische Bier vor allen Dingen hier in Berlin die weite Verbreitung gewonnen hat, welche es wirklich gefunden. In den guten Restaurationen Berlins wird jetzt meist echtes bayrisches Bier verköhnt, das Berliner Bier ist dagegen in die Restaurationen des mittleren und ärmeren Publikums, namentlich in die großen Vorstadt-Etablissements, gedrängt. — Warum trinken denn nun aber die höheren Stände lieber das echte bayerische Bier als das andere? Weil es gesünder ist und besser bekommt.“ Die mir vorliegenden amtlichen Mittheilungen über die Produktion und Einfuhr von Bier in Berlin ergeben nun folgendes: Die Produktion ist seit 1871 von 1791 624 Hektol. im Jahre 1880/81 auf 2 140 908 Hektol. in 1883/84 und auf 2 212 060 Hektol. in 1884/85. Die Gesamt-einfuhr belief sich im Kalenderjahr 1881 auf 103 000, 1884 auf 163 900 und 1885 auf 169 372 Hektol. Für die Einfuhr aus Bayern kommen lediglich die Berlin-Anhalter und die Berlin-Dresdener Bahnen in Betracht. Der Import auf diesen beiden Bahnen betrug im Jahre 1881 60 427, 1884 94 100 und im Jahre 1885 94 400 Hektol. Hieraus ergibt sich, daß die Produktion von 1880/81 bis 1883/84 um 349 284 Hektol. und von 1883/84 auf 1884/85 um 71 152 Hektol. gestiegen ist; daß ferner die Gesamt-einfuhr von 1881 auf 1884 um 60 900 Hektoliter, von da bis 1885 um 5472 Hektoliter und daß die Einfuhr auf der Berlin-Anhalter und Berlin-Dresdener Bahnen, bei welcher die Sendungen aus Sachsen und den sächsischen Staaten mit inbegriffen sind, in dem ersten Zeitraum um 33 673 Hektol., von 1884 auf 1885 aber nur um 300 Hektol. zugenommen hat. Es ergibt sich ferner daraus, daß selbst, wenn man annehmen wollte, daß alles auf den zuletzt genannten beiden Bahnen eingelaufene Bier aus Bayern stammt, diese Einfuhr immerhin nur 4,3 pCt. der Berliner Bierproduktion ausmacht; daß das Quantum, um welches sich die letztere während der genannten Periode vermehrt hat, ein so bedeutendes ist, daß die Steigerung der Einfuhr fremder Biere dem gegenüber überhaupt nicht sehr in Betracht kommt. Die Zunahme der Produktion übersteigt die der Gesamt-einfuhr um das Sechsfache und die der bayerischen Einfuhr um das 12- bis 13fache! Es ergibt sich aus jenen Zahlen noch ferner der sehr bemerkenswerthe Umstand, daß die Einfuhr bayerischer Biere in erheblich geringerem Maße als die Einfuhr anderer Biere zugenommen hat. Während nämlich die Einfuhr auf der Berlin-Anhalter und Berlin-Dresdener Bahnen von 1881 bis 1885 um 56 pCt. gestiegen ist, beträgt die Steigerung auf den übrigen Bahnen 76 pCt. Insbesondere fällt dieses für die bayerischen Biere ungünstige Verhältniß in den beiden letzten Jahren in die Augen, wo die Steigerung der Einfuhr auf ersteren Bahnen, also aus Bayern, nur 300 Hektoliter, auf den übrigen Bahnen dagegen 5172 Hektoliter betrug. Es ist dies um so bemerkenswerther, als gerade in den letzten Jahren viele bayerische Brauereien besondere Anstrengungen gemacht haben, ihre Biere in Berlin einzuführen. Hiernach kann von einer „weiten Ausbreitung“ des bayerischen Biere in Berlin wohl ebenso wenig wie davon die Rede sein, daß in den guten Restaurationen meist bayerisches Bier verköhnt wird, und daß das Berliner Bier in die großen Vorstadt-Etablissements verdrängt ist.

Die Sanitätsstation im Sörlinger-Bahnhof hatte im April im Ganzen 290 Fälle zu behandeln, von denen 161 innere und 116 chirurgische waren. Hierzu kamen noch 13 Geburtshilfeleistungen in schweren Fällen. Von diesen wurden 166 innerhalb der Station, und 124 außerhalb der Station behandelt. Ganz enorm ist die Zahl der Hilfesuchenden im Mal, dieselbe beliefert sich auf 357 Fälle, eine Thatsache, die

werden und in der That kennen auch unsere Modedamen die Kunst der Orientalin sehr gut. Diese schwarzen Striche lassen ja das Weiße des Auges blendender hervortreten und erhöhen dadurch den eigenthümlichen Glanz, den Leuchteffekt desselben.

Doch genug. So lange Frauen leben und Männer Frauenschönheit bewundern, so lange werden auch die „Frauenkünste“ ausgeübt werden. Und so lange wird es die Mehrzahl der Männer auch verzeihen, wenn eine hübsche Frau eine oder die andere dieser Künste in bescheidenem Maße verwendet, und so lange wird es auch von der Natur tiefmütterlich begabte Wesen geben, die mit Hilfe solcher Künste die Männer zu betriegen hoffen, Frauen von der Art der Kunigunde in Kleip's „Räthchen von Hellbron“. Eigenthümlich genug ist es, daß sich gegen diese Art von „Betrug“ unsere Gesetzbücher gleichgiltig verhalten. Vielleicht kommt aber noch einmal die Zeit, wo man auch solche Verbrechen ahndet. Ganz neu wäre die Sache ja nicht, denn schon im vorigen Jahrhundert wurde im englischen Parlament ein Gesetz beantragt, in welchem es hieß: „Alle Weibsbilder, ohne Unterschied des Alters, Ranges oder Standes, gleichviel ob Jungfrauen oder Wittnen, welche vor oder nach dem Erlaß dieser Akte irgend einen der männlichen Unerbarmen seiner Majestät in verrätherischer oder betrügerischer Weise durch Schminken, Salben, Schönheitswasser, künstliche Zähne, falsche Haare, spanische Wolle, Korsets, Rüstide, Hakenschuhe und gepolsterte Hüften zur Eingebung einer Heirath verlocken, machen sich der Strafe schuldig, die das Gesetz über Zauberei verhängt, und soll eine solche Heirath nach Ueberführung des betreffenden Frauenzimmers für null und nichtig erklärt werden.“ — Was würden unsere Modedamen zu einem solch barbarischen Gesetz sagen? . . .

Calcagnetti, Stelzen, die, wie Molmenti in seiner „Geschichte der Venetianer“ erzählt, oft einen halben Meter (!) hoch waren. „Natürlich,“ so schreibt Molmenti, „konnten die Frauen nicht ordentlich darauf gehen, fielen oft hin und beschadigten sich und wuchsen sich meistens von zwei Dienern oder zwei Kavalieren führen lassen.“ Die Ideal-farbe der Renaissance-Zeit war blond und diese Farbe suchten die italienischen Damen jener Tage mit allen Mitteln zu erzielen. So gab es Frauen, welche den ganzen Tag nicht aus der Sonne gingen, weil die Sonne in dem Ruf stand, „blond zu machen“, und im Uebrigen gebrauchte man reichlich Mizuren und Färbemittel. Wer einen Blick in den Lasteratenthel unserer Zeitungen wirft, wird immer und immer wieder den Anzeigen jener Mittel begegnen, welche mangelhafte Wästen verbessern sollen, und wer einmal mit einer Damenschneiderin geplaudert hat, dem hat sie vielleicht an der Hand, wie auch Damen, die keiner besonders zubereiteten Kleider bedürfen, sich vorn durch ein paar Sachlicher vor Verklüftungen schützen. Dagegen preßt man in Lyrol die Leiber der Mädchen schon frühzeitig in enge Nieder, und die flache Brust scheint dort als besondere Schönheit zu gelten. Auch der Japaner ist kein Freund voller Formen und auch — im Gegensatz zu uns — kein Freund einer „schönen Taille“. Die Japanesin bindet im Gegenheil einen Gürtel über die Hüften (der nicht selten wartirt ist), um den Vorsprung der letzteren möglichst auszugleichen. Näher dem Empfinden unserer Damenwelt stehen die Negerinnen von Fetu, die, wie J. W. Müller erzählt, hinten auf den Hüften einen von alten Lumpen zusammengefügten Pult, einem Kameelshöcker nicht ungleich tragen.

Nicht weniger verschieden sind die Anschauungen über den Teint. Die Einen schwärmen für „interessante Blässe“, die Andern für „Milch und Blut“ und wieder andere für die bräunliche, roth überglühende Farbe des Säbens und dem entsprechend suchen auch die europäischen Damen — auch

die zwingende Notwendigkeit dieser segensreichen Institutionen am besten illustriert. Die geleistete Hilfe während dieses Monats erstreckt sich auf 196 innerliche und 145 äußerliche, sowie 16 geburtsärztliche Fälle, von denen 148 innerhalb und 159 außerhalb der Station zur Behandlung kamen. Die Sanitätsstation am Göttinger Bahnhof ist übrigens die seitens des Publikums am häufigsten in Anspruch genommene.

Ein jugendlicher Wanderer. Schibare Fuhrmännchen legt ein zwölftägiger Knecht in Tempelhof, der Sohn eines Arbeiters, zurück. Er besorgt täglich die Fleischbestellung für das Garnison Lazareth bei dem hier in der Streiterstraße wohnenden Wegeranten. Die Entfernung beträgt nach dem amtlichen Wegemeßer für den Hin- und Rückweg 17,6 Kilometer oder 2 1/2 Meilen für den Tag, für das Jahr mithin 839 Meilen. Um die Stiefel zu schonen, macht der Knabe den größten Theil des Jahres diesen Weg barfuß.

Um die Armenkommission zu überzeugen von seiner Unterstützungsbereitschaft ist allerdings in der Holzmarktstr. 37 wohnhafte Arbeiter G. ein allerdings wirksames, aber doch sehr beklagenswerthes und unsere traurigen Verhältnisse recht charakterisirendes Mittel. G.'s Frau war verstorben an der Schwindsucht; ihr Leiden hatte sie sich durch ihren Fleiß als Näherin zugezogen. Während G. nur zeitweise Arbeit fand, half die Frau den Unterhalt der Familie mitverdienen, so der auch zwei Kinder gehörten. Nach dem Tode der Frau suchte G. vergeblich Unterstützung bei der Armenbehörde nach; sie wurde ihm nicht gewährt; Arbeit fand er ebenfalls nicht. Vor einiger Zeit bat er Wogert beim Wegeranten seine Nachbarin, die Kinder zu beaufsichtigen und sie, falls er spät nach Hause kommen sollte, zu Bett zu bringen. G. kam an diesem Abende nicht nach Hause, auch nicht am anderen Tage; dagegen lief bei der Polizei die Nachricht ein, er sei auf dem Fluß eines Hauses in der Mantelstraße, unter Symptomen der Vergiftung erkrankt, gefunden worden und in ein Krankenhaus geschafft. Sein Zustand, der anfangs hoffnungslos schien, besserte sich zwar, doch hat G. in Folge der Wirkung des giftigen Giftes die Sprache verloren. Nunmehr hat sich auch die Armenbehörde von der Bedürftigkeit des G. überzeugt und die Kinder anderweit untergebracht. Wäre es nicht wünschenswerth, wenn die Armenbehörde etwas weniger schwer zu überzeugen wäre?

Der nahezu 40 Jahre alte, 170 Meter große Schlafknecht, von abgelebtem Aussehen, mit braunem Haar und blondem Schnurrbart, welcher seit einigen Monaten hier sein Unwesen treibt und unter den Vorpiegelungen, er sei Eisenbahnbeamter und komme von außerhalb, sich in Schlafknechte einmischte, ist von der Kriminalpolizei in der Person des vorbestraften „Arbeiters“ Ritter ermittelt und festgenommen worden. Derselbe ist überführt und geständig, sich in 46 Fällen des einfachen, in 18 Fällen des schweren und in einem Falle des versuchten schweren Diebstahls schuldig gemacht zu haben. Da anzunehmen ist, daß Ritter besonders in den umliegenden Ortsteilen noch andere Diebstähle ausgeführt hat, so wollen Personen, welche glauben, durch den Thäter geschädigt zu sein, sich auf dem Kriminalkommissariat Zimmer 78 melden.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei. Eine in der Bernauerstraße wohnhafte Wittwe hatte in augenblicklicher Verlegenheit in einer benachbarten Wandleihe auf ein werthvolles Tuchkleid die Summe von 3 R. entnommen und schickte ihren 13jährigen Sohn, das Kleid zurückzubringen. Derselbe zog es in dessen Vor, vor Erledigung des ihm gewordenen Auftrages sich mit einigen Altersgenossen auf der Straße herumzuzeigen, bei welcher Gelegenheit ihm der betr. Pfandschein verloren ging. Sehr bald entdeckte er jedoch den Verlust und eilte zu seiner Mutter zurück, ihr das Geschehene zu vermelden. Diese hat nun ihrerseits nichts Äußereres zu thun, als schleunigst in die Wandleihe eilen und dort den Verlust des Pfandscheines anzeigen. Zu ihrem nicht geringen Schrecken wurde ihr aber hier die Mittheilung, daß kurz zuvor das Kleid von einer alten Frau ausgelöst worden sei. Derselbe hatte offenbar den Pfandschein gefunden und sich ohne Verzug in die Wandleihe begeben und das Kleid geholt. Da der Pfandleiher eine ziemlich genaue Personalbeschreibung der betr. Person zu geben vermochte, so ward zur Zeit seitens der Kriminalpolizei auf dieselbe eifrig gefahndet. Angesichts solcher Dreistigkeit liegt die Frage nahe, ob es nicht angebracht wäre, ebenso wie beim Verlegen der Sachen, beim Auslösen von hierdurch auch kein sicherer Schutz erreicht wird, so würde doch wenigstens Zeit gewonnen und es mehr ermöglichst werden, Reklamationen anzubringen. Allen Inhabern von Pfandscheinen sei zugleich dringend empfohlen, sich die betr. Nummern genau zu merken, damit sie dieselben eintretenden Falles mit Sicherheit anzugeben vermögen.

Die auf Mord gerichtete Anklage gegen den Russen Wohlers wird zweifelslos schon für die bevorstehende Schwurgerichtsperiode spruchreif werden. Die Eröffnung des Hauptverfahrens durch die zuständige Strafkammer ist in einigen Tagen zu erwarten, ebenso die gleichzeitige Festsetzung des Termins für die mündliche Verhandlung. Zu derselben werden als Sachverständige Professor Wolff und der gerichtliche Physikus, Sanitätsrath Dr. Lang, geladen. Die Zahl der zu vernehmenden Zeugen, unter denen sich auch ein Kriminalkommissarius befindet, beläuft sich nur auf ca. 5 Personen. Jedoch hat keiner derselben dem intimen Vorgange beigewohnt. Der Erste, welcher hinzukam, hat den erkrankten Knaben nicht mehr gesehen und nur bemerkt, wie der Angeklagte selbst an der Köpfung des Humboldthafens sich hinunterließ. Schiffer, die ebenfalls in dem Prozesse als Zeugen vernommen werden, haben damals den beknüppelten Vater aus dem Wasser gerettet. Nicht am wenigsten beklagenswerth sind dessen eigene Aussagen, die in drei verschiedenen Versionen einander abwechseln. Zum Vertbeiliger hat sich der Angeklagte den Rechtsanwält Wronker gewählt.

Bewegung der Bevölkerung Berlins nach den Veröffentlichungen des statistischen Amtes der Stadt. Die fortgeschriebene Bevölkerungszahl betrug am 29. Mai inkl. der nachträglichen An- und Abmeldungen 1 334 869, hat sich demnach gegen die Woche vorher um 788 Seelen vermehrt. In der Woche vom 30. Mai bis 5. Juni wurden polizeilich gemeldet 2316 Eingezogene, 2138 fortgezogene Personen; standesamtlich wurden 201 Ehen geschlossen. Geboren wurden 837 Kinder, und zwar lebend: 410 männliche, 394 weibliche, zusammen 804 (darunter 93 außereheliche), todt 16 männliche, 17 weibliche, zusammen 33 (darunter 1 außereheliche) Kinder. Die Lebendgeborenen, aufs Jahr berechnet, bilden 34,1, die Todtgeborenen 1,3 pro Tausend der Bevölkerung, die außerehelich Geborenen 11,23 pCt. älter in der Woche Geborenen, davon die bei den Lebendgeborenen in 1,57, die bei den Todtgeborenen 3,03 pCt. In der 1. Charitee und Entbindung-Anstalt wurden 36 Kinder geboren. Gestorben (ohne Todtgeborene) sind 622, nämlich 333 männliche, 289 weibliche Personen. Von diesen waren unter 1 Jahr alt 284 (inkl. 54 außereheliche), 1 bis 5 Jahre 96 (inkl. 7 außereheliche), 5 bis 10 Jahre 23, 10 bis 15 Jahre 11, 15 bis 20 Jahre 7, 20 bis 30 Jahre 34, 30 bis 40 Jahre 33, 40 bis 60 Jahre 80, 60 bis 80 Jahre 61, über 80 Jahre 13. Die Sterbefälle beim Alter von 0 bis 5 Jahren machen 57,88 pCt. stammlos in dieser Woche Gestorbenen aus. Von den im Alter unter 1 Jahr gestorbenen Kindern starben 49 im ersten, 18 im zweiten, 30 im dritten, 22 im vierten, 17 im fünften, 30 im sechsten, 98 im sechsten bis zwölften Lebensmonate; von denselben waren erkrankt 33 mit Ruchfarrgicht, 1 mit Ammenmilch, 150 mit Typhus, 2 mit Ruchfarrgicht, 46 mit gemischter Ruhr, von 32 war es unbestimmt. Todesursachen waren besonders: Lungentuberkulose (65), Lungentuberkulose (44), Bronchitis (10), Kehlkopfentzündung (16), Krämpfe (46), Gehirn- und Gehirnhautentzündung (37), Krebs (24), Altersschwäche (18), Lebensschwäche (32), Abzehrung (23), Masern (11), Scharlach (6), Diphtherie (16),

Zyphus (2), Diarrhöe (24), Brechdurchfall (66), an anderen Krankheiten starben 158 und durch Selbstmord 8, davon durch Erschießen 1, durch Erhängen 5, durch Ertrinken 1, durch Halsabschneiden 1. Die Sterblichkeit der Woche auf das Jahr berechnet, kommen durchschnittlich auf 1000 Bewohner in Breslau 34,7, in Frankfurt a. M. 21,5, in Köln 28,4, in Dresden 29,0, in München 30,8, in Bremen 20,4, in Stuttgart 17,8, in Wien 27,1, in Paris 23,7, in London 15,5, in Liverpool 19,8. In der Woche wurden dem Polizeipräsidenten 1918, ein Krant an Zyphus 15, an Masern 222, an Scharlach 32, an Diphtherie 85, an Pocken 1. In den 9 größeren Krankenhäusern wurden in der Berichtswoche 793 Kranke aufgenommen, davon litten an Masern 13, an Scharlach 4, an Diphtherie 16, an Zyphus 6, an Rose 6. Es starben 114 Personen oder 18,3 pCt. aller in der Woche Geborenen; als Bestand verblieben 3634 Kranke.

Polizeibericht. Am 19. d. Mts., früh, verstarb ein Schlächtermeister im katholischen Krankenhaus unter Erschütterung von Moryphosphorung. Wahrscheinlich hatte derselbe am Tage vorher in seiner Wohnung von dem ihm gegen Magenbeschwerden verordneten morphinbaltigen Arzeneien zu viel genommen. — Am 20. d. Mts., früh, wurde an der Schönebergerbrücke die Leiche einer Frauenperson aus dem Landwehrkanal gezogen und nach dem Leichenschauhause gebracht. — Am demselben Tage, Vormittags, versuchte ein Mann während der Fahrt in einer Drosche sich mittelst eines Revolvers zu erschlagen. Er wurde noch lebend nach dem Krankenhaus gebracht. — Am Nachmittag desselben Tages wurde eine Frau auf dem Boden ihrer Wohnung in der Frankfurter Allee erhängt vorgefunden. — Zu derselben Zeit giht das Dienstmädchen Dering in der Rosenthalerstraße aus, fiel zu Boden und brach den rechten Oberschenkel. Sie wurde nach der königl. Klinik gebracht. — Am Abend desselben Tages wurde der Arbeiter Apay, als er in der Müllerstraße einen Pferde-Eisenbahnwagen bestiegen wollte, von einer zu nahe an demselben vorbeifahrenden Drosche erfaßt, zu Boden geworfen und am linken Fuß überfahren. — Am demselben Tage, Vormittags, entstand in einem Bodenverschlag des Hauses Rosenerstraße Nr. 9 auf unaufgeklärte Weise Feuer, durch welches der Dachstuhl vollständig zerstört wurde. Die Feuerwehr war etwa eine Stunde in Thätigkeit.

Gerichts- Zeitung.

Die für die Hausbesitzer Berlins so wichtige Frage der „unbeschränkten Durchfahrt“ in den Hausfluren gelangte am Sonnabend vor dem Oberverwaltungsgericht zur definitiven und nunmehr für alle ähnlichen Fälle maßgebenden Entscheidung. — Bekanntlich schreibt die Baupolizeiordnung von 1860 vor, daß die mit Hinterwohnungen versehenen Grundstücke eine unbeschränkte zum Transport der Viehwerkzeuge geeignete Durchfahrt von 8 Fuß Breite und 9 Fuß lichter Höhe besitzen, und auf Grund dieser Bauordnung verfügte nun das Polizeipräsidentium gegen solche Hausbesitzer, welche ihre Durchfahrt zu gewerblichen Zwecken vermiehet hatten, daß sie die zu den betreffenden Verlaufswecken aufgestellten Utenstien, wie Bänke, Stellungen u. s. w., aus der Durchfahrt entfernen sollten. Dies geschah auch bei dem Hausbesitzer R. in der Dranienstraße, in dessen Durchfahrt ein Obsthändler auf ein paar Stiegen Obfr. und ein Bershändler an zwei Tagen der Woche während zweier Vormittagsstunden Bier feilbot. R. klagte bei dem Bezirksausschuß auf Aufhebung dieser Verfügung, indem er nachwies, daß die in Rede stehenden leicht transportablen Utenstien eventuell in zwei Minuten beseitigt sein und daher der Feuerwehr kein Hinderniß bieten würden, und daß ferner die Baupolizeiordnung sich nur auf bauliche und keine derartigen Hindernisse der Durchfahrt beziehe. Der Bezirksausschuß schloß sich dieser Ansicht an und erlachte demgemäß, wogegen das Polizeipräsidentium Berufung einlegte, indem sein Vertreter vor dem Oberverwaltungsgericht namentlich darauf hinwies, daß die hier in Rede stehende Frage bei der immer mehr abzunehmenden Neigung der Hausbesitzer, ihre Durchfahrten in der erwähnten Weise zu beschränken, eine große prinzipielle Bedeutung gewonnen habe, und indem er ferner auszuführen suchte, daß die qu. Bauordnung den Sinn habe, daß die Durchfahrt nicht nur nicht durch die Baulichkeit, sondern überhaupt nicht beschränkt werden dürfe. Das Oberverwaltungsgericht erklärte jedoch diese Auffassung entgegen mit dem Bezirksausschuß dahin, daß sich die unbeschränkte Durchfahrt nur auf die baulichen Einrichtungen beziehe. Eine Verordnung, die sich auch auf solche Einrichtungen, die, wie hier, den Bedürfnissen des täglichen Lebens entsprechen, bezogen hätte, würde zu weitgehend gewesen sein. In Konsequenz der polizeilichen Auffassung würde sogar schon das Hinstellen von Möbels auf kurze Zeit in der Durchfahrt während des Transports unzulässig erscheinen, was zweifellos nicht im Sinne der qu. Baupolizeiordnung liege. Indem der höchste Verwaltungsgerichtshof solchergestalt dem Antrage des Hausbesitzer R. gemäß entschied, ließ er die Kosten des Verfahrens außer Anschlag.

Eine Privatklage muß nach § 421 der Str.-Pr.-O. den Erfordernissen einer Anklageschrift entsprechen, also die dem Angeklagten zur Last gelegte That unter Verwerthung ihrer gesetzlichen Merkmale und des anzuwendenden Strafgesetzes enthalten, sowie die Beweismittel und das Gericht, vor welchem die Hauptverhandlung stattfinden soll, angeben. Die mehrfach besprochene Privatklageschrift des Theater-Directors Firmans gegen den Opernsänger Georg Lüders enthielt außer der Erzählung des Thatbestandes und der Angabe der Beweismittel nur den Antrag, den Angeklagten wegen öffentlicher Beleidigung zu bestrafen. In der Nacht vom 6. zum 7. Januar cr. unterließen sich mehrere Gäste im Café Ruxfeld über die Theaterunternehmungen des Klägers und machten die Mittheilung, daß derselbe damit umgebe, seine Operngesellschaft aufzulösen. Diese trübe Aussicht veranlaßt den anwesenden Beklagten zur Äußerung folgender Worte: „Das ist nun der Dank dafür, daß man solchem Hund X seiner Wage geschenkt hat.“ Die 99. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts ließ die formalen Mängel der Klage ohne Beachtung und verurtheilte den Beklagten zu 10 M. event. 1 Tag Haft. Dieser legte hiergegen Berufung ein und fügte dieselbe auch auf die mangelhafte Klageschrift. Rechtsanwält Geishe führte aus, daß sowohl die Eröffnung des Hauptverfahrens, als der Erlaß des ersten Urtheils auf einen Schriftsatz, der nicht als eine Anklage anzusehen war, unzulässig gewesen sind und nur durch eine völlige Vernichtung des angefochtenen Erkenntnisses und Einstellung des Verfahrens reparirt werden können. Der Berufsgerichtshof war der Meinung, daß in der Klageschrift nur die Angabe des Strafgesetzes gefehlt habe, welcher Mangel als unwesentlich erachtet werden müsse. Das Gericht, vor welchem das Hauptverfahren stattfinden sollte, war durch die Adresse hinreichend bezeichnet; es war daher die Berufung zu verwerfen.

Wegen versuchten Mordes angeklagt stand gestern der Metalldreher Paul Rosemann aus Charlottenburg vor den Schranken des Schwurgerichts am Landgericht II. — Der Angeklagte, ein nicht unansehnlicher junger Mensch im Alter von 20 Jahren, war vor einiger Zeit aus seinem Heimathorte, in der Provinz Schlesien, nach Charlottenburg gezogen lediglos zu dem Zweck, um durch den Wechsel seines Aufenthaltsortes sich der Verhöhnung einer ihm wegen Körperverletzung verkannten 6 wöchentlichen Freiheitsstrafe zu entziehen. Der hinter ihm her erlassene Steckbrief führte aber die Charlottenburger Polizeibehörde auf die Spur; Rosemann wurde aufgefordert sich zu stellen. Diese Aufforderung zu erfüllen erschien dem Angeklagten rein unmöglich; denn er hatte in der Zwischen-

zeit mit der kaum 16 jährigen Arbeiterin Freyer ein Liebesverhältnis angeknüpft und der Gedanke, die Geliebte, während er die Gefängnisstrafe verbüße, allein zu lassen, entsetzte einen todbenden Sturm von Eifersuchtqualen in seinem Innern. In einem derartigen Seelenzustande faßte der Angeklagte den Entschluß, sich und seiner Geliebten das Leben zu nehmen; zu diesem Zweck verschaffte er sich einen Revolver, welchen er Tage lang in der Tasche trug. Am Abend des 21. April d. J. lehrte der Angeklagte von seiner Arbeitsstätte aus den königl. Werkstätten der Halensee zeitig heim und begab sich in Begleitung seiner Geliebten nach dem Tschafischen Restaurationslokal in der Spandauerstraße, woselbst Rosemann reichlich spendierte. Erst gegen Mitternacht verließ die beiden das genannte Lokal; dem Angeklagten war das genossene Quantum Bier zu Kopf gestiegen, mit dem vollen Herzen floß ihm der Mund über und er theilte seiner Geliebten seinen Entschluß zu sterben mit. Die Freyer, anfänglich bestürzt, suchte den Rosemann von seinem Vorhaben abzubringen, Rosemann aber riefete statt jeder anderen Erklärung nur die Frage an das Mädchen, ob sie ihm treu bleiben werde. Das Mädchen erwiderte: „Paul, wenn Du stirbst — sterbe ich mit!“ Raum waren diese Worte über die Lippen des Mädchens entflohen — das Paar war inzwischen auf dem Wege durch den Robertspark in der Scheunestraße angelangt — so holte Rosemann den schußfertigen Revolver hervor und ohne ein Wort zu sagen, schoß er die Waffe auf das sich zärtlich anschiegende Mädchen ab, welches von einer Kugel aus nächster Nähe in den Baucenknoschen getroffen, ohnmächtig zusammenbrach; dann feuerte Rosemann auf sich selbst einen Schuß ab, der ihn nur leicht unterhalb der Schläfe verletzete, so daß er schon nach 6 Tagen wieder hergestellt war. Schlimmer dagegen erging es der Freyer; eine tödtliche Wirkung hatte der Schuß zum Glück zwar nicht gehabt, denn sie präsentirte sich im gestrigen Audienztermin vor dem Heugentische im Schwurgerichtssaal frisch und munter wie ein Fisch, aber ihre nicht gerade unschönen Bläse werden für die Dauer durch eine fast zolltiefe Narbe unterhalb des linken Auges in der Gesamteinwirkung arg beeinträchtigt; abgesehen von den stürzlichen Schmerzen, die das Ausschneiden der Kugel auf wochenlangem Krankennlager hervorgerufen, hat die That des eifersüchtigen Rosemann für das Mädchen sonst weitere Folgen nicht hinterlassen. — Vor den Geschworenen bekannte Rosemann sich als Thäter; die That selbst entschuldigte er mit seinem derzeitigen Gemüthszustande vor derselben. Nach Schluß der Beweisnahme, welche einen Psychologen recht interessante Momente darbot, plädierte der Offizial-Vertbeiliger für Billigung mildernder Umstände von Seiten der Geschworenen. Die letzteren gaben indeßen und zwar unter Vermittelung mildernder Umstände ihren Votum ab, auf Schuldig des versuchten Mordes. Gemäß § 212 R.-Str.-G.-B. beantragte demzufolge der erste Staatsanwalt Dr. Wächter gegen den Angeklagten die gefällig zulässige Mindeststrafe von 1 Jahr Zuchthaus. Das Urtheil des Gerichtshofes lautete demgemäß.

Vereine und Versammlungen.

Dr. Eine öffentliche Versammlung der Schmiede tagte am Sonntag Holzmarktstr. 72. Der Vorsitz wurde Herrn Rathes übertragen. Zum ersten Gegenstand der Tagesordnung: „Er Arbeiterschuß“ erstattete Herr Kempel das Referat. Er sagte darüber, daß der Vereinigung der deutschen Schmiede gegründete Arbeiterschuß in Folge des Umstandes, daß derselbe kein Lokal im Innungshause habe, von der Meisterinnung abhängig geworden sei und den Gesellen, welche Mitglieder der „Vereinigung“, gar nicht mehr zu Gute komme, und empfahl die Annahme der folgenden Resolution: „Die Versammlung beschließt, daß ein jeder Geselle, der Arbeit bekommt, wenn er nicht der „Vereinigung“ angehört, 50 Pf. zu zahlen hat. Wer sich weigert, die 50 Pf. zu zahlen, bekommt keine Arbeit, und werden die Mitglieder der „Vereinigung“ vorgezogen. Nach langer, lebhafter Diskussion, an welcher auch Mitglieder des Gesellenausschusses sich theilnahmen, wurde die Resolution einstimmig angenommen. Zum zweiten Punkt der Tagesordnung: „Wie verhalten wir uns zur Vereinigung der deutschen Schmiede?“ nahmen mehrere Anwesende das Wort, um darzutun, daß es Pflicht aller Meisterinnung sei, der Vereinigung beizutreten, da der von der Meisterinnung abhängige Gesellenausschuß die Interessen der Gesellen zu wahren nicht im Stande sei. Es wurde darauf hingewiesen, daß in Ebersfeld, wo alle Schmiedegesellen zur Vereinigung gehören, es ein Verbrechen gewesen sei, die zehntägige Arbeitszeit durchzusetzen. In Betreff der Sonntagsarbeit wurde von mehreren Rednern ausgeprochen, daß es Pflicht der Mitglieder der Vereinigung sei, wenigstens im Sommer unbedingt jede Sonntagsarbeit abzulehnen. Ein Antrag, dahingehend, daß Gesellen zur Ausbilde den Meistern seitens der Arbeiterschußkommission nicht mehr zugelassen werden sollen, wurde nach kurzer Diskussion abgelehnt. Schließlich wurde noch die Frage diskutiert, ob die Lohnabzehrung der Meister berechtigt sei, für die Feiertage den Lohn abzulehnen.

Die nationale Kranken- und Begräbniskasse der deutschen Gold- und Silberarbeiter und verwandten Berufsgenossen (G. V.), Hauptstz Gmund (Württemberg), hielt in den Pfingsttagen und zwar am 14., 15. und 16. Juni ihre 4. ordentliche Generalversammlung zu Danau a. Main ab. Anwesend waren außer den 4 Vorstandsmitgliedern 39 Abgeordnete. Die Gesamt-Mitgliederzahl betrug 6600. Die hauptsächlichsten Beschlüsse sind: Erhöhung der Beiträge um 20 pCt., Fortfall der Delegiertensteuer, Einführung einer neuen Unterstützungsliste mit wöchentlich 16 M. Die Altersgrenze zur Aufnahme in die Kasse wie zum Uebertritt in eine höhere Klasse ist 45 Jahr. Die von 40—45 Jahren in die Kasse Eintretenden haben stufenweise einen einmaligen, mit den Jahren steigenden Beitrag zum Reservefonds zu entrichten. Zum Zweck der Entgegennahme des eingehenden Berichtes dieser Verhandlungen ist für die hiesige Mitgliedschaft zum Donnerstag, den 24. Juni, Abends 8 Uhr, eine Mitgliedschaft-Versammlung im Deigmüller's Salon, Alte Jakobstr. 48, einberufen, und ist im Interesse der Sache recht zahlreiches wie pünktliches Erscheinen erwünscht. Das Statut legitimirt. (Siehe Inserat.)

Der Verein Berliner Droschkentischer hielt am Freitag, den 18. d., in später Nachmittags seine Generalversammlung unter Vorsitz des Herrn Schütte, im Saale des Handwerkervereins, Sophienstr. 15, ab. Der Besuch der Versammlung war ein außergewöhnlich starker. Auch der Kassendirektor zeigte, daß der Verein kräftig gedeiht und sich ausbreitet. Die Einnahmen betragen von Juni 1885 bis zum Mai 1886 3343,29 M.; ihnen stehen an Ausgaben 2823,79 M. gegenüber. Das Gesamtvermögen beträgt inklusive des Kassenbestandes von der letzten Abrechnung, der 193,25 M. beträgt, und des Wertpapierskontos von 523 M. 1228,79 M. Nach lebhafter Diskussion wurde beschlossen, den Jahresbericht im Fachbogen zu veröffentlichen. Dann wurden der Vorstand durch Erheben von den Vägen Decharge ertheilt, nachdem die Revisoren die Richtigkeit und Ordnung der Kasse bestätigt hatten. Es folgten die Ergänzungswahlen für den Vorstand. Wieder resp. neugewählt auf zwei Jahre wurden die Herren Schulz I., Thrams, Widde, Henschel und Schreiber, Vorsitzender bleibt Herr Schütte; zu Kassenscheibern wurden die Herren Schreiber, Sporakly und Thoms gewählt. Außerdem wurde noch beschlossen, den sogenannten Einsparern (Fuhrherren) Ausnahme als Mitglieder in den Verein zu gewähren, wenn sie sich melden. Nur soll Sorge getragen werden, daß sie als Mitglieder nicht dem Vereine schädliche Interessen verfolgen. Zum Schluß wurde eine Zellerksammlung für die durch Brand in der Schinkestraße schwer geschädigten Rutscher des Fuhrherren Schöneberg vorgenommen.

Fachverein der Tischler. Den Mitgliedern zur Nachricht, daß die zu gestern Abend nach Jordan's Salon, Neue Grünstraße 28, einberufene Generalversammlung des Vereins mit der Tagesordnung: 1. Vortrag des Herrn Dr. med. Welle über „moderne Mundbehandlung.“ 2. Antrag eines Mitgliedes um Gewährung des Rechtschutzes, nicht abgehalten werden konnte, da die polizeiliche Genehmigung hierzu nicht erteilt wurde.

Fachverein der Mechaniker, Optiker, Uhrmacher, chirurgischer und anderer Instrumentenmacher. Mittwoch, den 23. Juni, Abends präzis 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Nietz, Kommandantenstr. 71-72, Mitglieder-Versammlung. T. O.: 1. Bericht der Delegierten vom Verbandstage. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes. 4. Fragelasten. Am gest. Abende der Vertrauensleute wird ersucht, Gäste willkommen. Aufnahme neuer Mitglieder. Die Mitglieder werden dringend ersucht, die auszufälligen Fragebogen abzugeben.

Öffentliche Versammlung der Metallschrauben-, Facendreh- und Berufsgenossen Berlins Mittwoch, den 23. Juni, Abends 8 1/2 Uhr, im Lokale des Herrn Nietz, Alexanderstr. 31. Tagesordnung: 1. Berichterstattung über den Verlauf der Arbeitseinstellung bei der Firma Erdmann und Groß. 2. Vorlage des zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vereinbarten Lohnvertrags. 3. Generalabrechnung der eingegangenen Quittungslisten. Alle Kollegen, ob Mitglieder oder nicht, werden ersucht, in dieser Versammlung anwesend zu sein, da dieselbe den vorläufigen Abschluß unserer Lohnbewegung bildet.

Freie Vereinigung sämtlicher in der chirurgischen Branche beschäftigten Berufsgenossen. Dienstag, den 22. Juli, Abends 8 1/2 Uhr: Statutenmäßige Mitgliederversammlung im Lokale des Herrn Seefeldt, Grenadierstr. 33. Tagesordnung: 1. Berichterstattung in verschiedenen Summi- und Metallwertstätten. Diskussion. Verschiedenes. Fragelasten. Ausgabe der Billets zu der am 1. August stattfindenden Dampferpartie nach Schmöckwitz. Reister und Gäste willkommen.

Deutscher Senefelderbund, Mitgliedschaft Berlin. Dienstag, den 22. Juni, Abends 8 Uhr, Versammlung in Weid's Restaurant, Alexanderstraße 31.

Sauberein Berliner Bildhauer, Annenstr. 16. Heute sachlicher Abend, Vorlesung.

* Raucherklub „Zum Wrangel“ jeden Dienstag Abend 8 1/2 Uhr im Restaurant Wrangelstr. 32.

* Zitherklub „Südost“ jeden Dienstag, Abends 8 Uhr, bei Schmidt, Rantkeuffelstr. 71.

Die Papierträger der Berliner Zugschifferei von Gahn u. Mosler theilen hierdurch sämtlichen Gewerkschaften mit, daß sie in genannter Fabrik in Lohnunterschieden liegen, welche allem Anschein nach in einem Streik ihr Ende nehmen werden. Die genannte Firma hat sich im Zeitraum von 4 Stunden bereits nach anderen Arbeitskräften umgesehen und ist willens, falls sie keine männlichen Arbeiter bekommt, weibliche einzustellen. Die hier beschäftigten Arbeiter sind überzeugt, daß der Streik im Laufe des Nachmittags ausbrechen wird, und erwarten von sämtlichen Kollegen, daß sie den Zugzug fern halten. Mit kollegialischem Gruß die Arbeiter oben genannter Fabrik.

Vermischtes.

Eine drohliche Gerichtsprobe spielte sich unlängst in London ab. Miß Coeline Warrens, eine, wie sie selbst versichert, gegenwärtig 48jährige Dame, klagt gegen den 27jährigen Dienstmädchen Albert Va auf Grund eines Verhältnisses, welches ihr derselbe vor Jahren angeblich am Ohermontag gestiftet, und den einzulösen er sich nun energisch weigert. Im Gerichtssaale ruft Mr. Va erbittert: „Meine tugendhafte Miß, ich bitte Sie, endlich einmal hartnäckig zu erklären, worauf Sie Ihre lächerlichen Ansprüche basieren.“ Miß sagt Miß Coeline: „Wir plauderten bei einer bescheidenen Familie im Gartenalon, mehrere anwesende junge Damen redeten Mr. Va wegen seines eigentümlichen Namens, auch ich schloß mich dem loyen Volke an, und Mr. Va rief endlich: „Miß Coeline, ich wollte, Sie trügen meinen Namen! Ist das nicht ein Verhältnissantrag?“ Miß Coeline antwortet: „Ja, ich habe das gesagt, aber ich wollte Ihnen damit nicht meinen Namen anbieten, ich dachte, es wäre besser, Sie trügen ihn, denn bei Ihnen ist keinerlei Aussicht mehr, daß Sie ihn an Kinder vererben, während ich noch eine kommende Generation damit unglücklich mache, auch meine Kleinen dereinst wie ich all die schrecklichen Wege zu lösen bekommen werden, die sie mit dem Giel, an den mein Name mahnt, in Verbindung bringen!“ Der Richter ist wohlwollend genug, Mr. Va von jeder Verpflichtung gegen Miß Warrens freizusprechen, und leihe schluchzend verläßt diese, triumphierend jener den Gerichtssaal.

Ein Todesfah, welches diesen Namen mit vollem Rechte verdient, findet sich in Kalifornien unter 116 Gr. 45 Min. Westlänge und 36 Gr. 10 Min. Nordbreite. Das Thal ist 40 englische Meilen lang und 8 Meilen breit, zieht sich von Nord nach Süd hin und ist durchweg wüst und unfruchtbar wie die ganze Umgebung, an seiner Ostseite aber findet sich ein 15 Meilen langer Strich, in welchem die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Thales ihren Höhepunkt erreicht haben. Aus diesem Paat d'enfer herauszukommen, ist nur äußerst wenigen von denjenigen Personen gelungen, die dort hineingetreten sind, und was sie von dort berichten, hat man in geringerem Maße auch in den übrigen Theilen des Thales gefunden. Die Gefahr nämlich, welche der Aufenthalt in dem Thale jedem lebenden Wesen bringt, beruht auf seinen atmosphärischen Verhältnissen, welche zwei jedem Organismus gefährliche Eigenschaften zeigen. Eine derselben ist die Hitze, welche in den kurzen Wintermonaten derart ist, daß man am Rande des Thales ungefährdet atmen kann; sobald die kalte Jahreszeit aber vorüber ist, geräth der Ofen in Gluth. Im April beträgt die Temperatur Tag und Nacht im Durchschnitt 90 bis 95 Grad, im Mai 95 bis 100 Grad und ein wenig später bis zu 125 Grad an den höchsten Stellen. Dazu kommt eine intensive Trockenheit der Luft, welche einen ungeheuren Durst erzeugt, den zu stillen man absolut nicht im Stande ist, selbst wenn man unaußersächlich trinken wollte. Dieser enormen Hitze und Trockenheit ist natürlich kein lebendes Wesen zu widerstehen im Stande und alles, was in ihren Bereich geräth, wird ausgehörrt und ist unrettbar dem Tode verfallen. Diesen verdäunghöllen Eigenthümlichkeiten ist es auch zuzuschreiben, daß nähere Untersuchungen in diesem Thale nicht haben angeht werden können und man über dasselbe nur unzugänglich aus dem Munde von Personen unterrichtet ist, welche auf kurze Zeit an den am wenigsten gefährlichen Stellen desselben gewest haben. Das das Thal einschließende Terrain erhebt sich über 1200 bis 2000 Fuß über dem Meer und die tiefste Stelle des Thales liegt noch unter dem Meeresspiegel, gewis ein seltener Fall in so bedeutender Entfernung vom Meer. Leider machen es die erwähnten todbringenden Erscheinungen in dem Thale unmöglich, über die Natur derselben jemals genaueren Aufschluß zu erlangen, so daß die Ursache derselben wohl für immer ein Räthsel bleiben wird.

Die amerikanische Presse. Das kürzlich von Geo. B. Rowell u. Co. in New-York veröffentlichte Zeitungs-Adressbuch für 1886 giebt die Titel von nicht weniger als 14 160 Zeitungen und Zeitschriften, welche in den Ver. Staaten, und von 679, welche in Kanada erscheinen. Die Zahl der in den Ver. Staaten erscheinenden täglichen Zeitungen ist 1216, eine Zunahme von 33 seit 1885. Unter den Zeitschriften sind 1200, welche ihre Abonnentenzahl auf höher als 5000 angeben. Es giebt 700 religiöse Zeitschriften, von denen die meisten in New-

York, Philadelphia und Boston erscheinen. Die Sache der Prohibitionisten verfechten 129 Wochenblätter und Zeitschriften, während ihre Gegner nur durch acht Organe vertreten sind. Die Seidentrauerblätter haben 3, die Jäger 6, die Löhnerblätter 32, die Zahnärzte 18, die Stenographen 9, die Taubstummen und Blinden zusammen 19 Journale. Die Zahl der deutschen Zeitungen und Zeitschriften beträgt über 600; ihr zunächst kommt die Zahl der in schwedischer, norwegischer und dänischer Sprache erscheinenden, etwa 60, dann die in französischer 42. Es giebt polnische und finnische Zeitungen, und je eine Zeitschrift, die in galicischer, hebräischer, chinesischer Sprache, und in dem Idiom der Cherokee-Indianer gedruckt wird. Dem diesjährigen Zeitungs-Adressbuch ist eine Liste der im Jahre 1776 in den Vereinigten Staaten erscheinenden Zeitungen und Zeitschriften beigegeben. Sie enthält nur 7 Namen — ein großartiger Kontrast gegen heute.

Die Kosten der Wirtschaft eines Millionärs. Mr. Gould's Wohnung in New-York, ist ein einfach aussehendes, doppeltes Braunksteinhaus, dessen 3 neres aber wahrhaft palastähnlich ist. Die Gemälde an den Wänden haben allein einen Werth von einer halben Million Dollars, während Möbel und Ausstattung von der allerbesten Art sind. Die Familie wohnt im zweiten Stockwerk und bestehen die Räume aus Schlafzimmern, Boudoir, Ankleidzimmer und Badezimmer, meist in blaßgrau und silber gehalten. Im Parterre hat die einzige Tochter eine ähnliche Reihe Zimmer in rosa und weiß. Im dritten Stockwerk befinden sich die Bibliothek und ein großes Kinderzimmer für die 3 kleinen Knaben, deren Väter 2000, 4000 und 1800 Dollars das Jahr erhalten. Auch George Gould's Zimmer sind in demselben Stockwerk, während die Dienerschaft in der obersten Etage untergebracht ist. Der Haushofmeister erhält 1000 Dollars, sein Gehilfe 400 Dollars, Mr. Gould's Diener 600 Dollars, der Oberkoch und sein Gehilfe beide 1500 Dollars, die Wirtschaftskammer 1000 Dollars das Jahr. Der Kocher sind 5000 Dollars jährlich für ihre Garderobe ausgesetzt. Die Ausgabe für Kutser und Karren beläuft sich auf 6000 Dollars das Jahr. Der Landhüter Gould's befindet sich in Irvington. Er kaufte ihn im Jahre 1880 für 200 000 Dollars, jetzt wird er niedrig auf 1 000 000 Dollars geschätzt. Das in gotischem Stile gebaute Haus liegt am Hudson und gewährt eine prächtige Aussicht. Der Rasenplatz um dasselbe ist 95 Morgen groß und die makadamisirte Fahrstraße, welche dahin führt, eine viertel Meile lang. Der Besitz umfasst 510 Morgen, wovon 200 Waldland sind. Achtzehn Leute sind das ganze Jahr dort als Bedienstete, im Sommer aber steigt ihre Zahl auf nahe 100. Die Treib- und Gemächshäuser dehnen sich über eine Fläche von 900 Fuß in der Länge und 450 Fuß in der Breite aus. Die Unterhaltungskosten des Landhütes in Irvington betragen, niedrig bemessen, 380 Doll. täglich. Für seine Dampfboot „Malanta“ hat Mr. Gould 100 000 Dollars bezahlt. Das Schiff kostet ihm monatlich 750 Dollars an Löhnen, 200 Dollars an Kohlen, Reparaturen u. und 800 Dollars für allgemeine Ausgaben, wenn er mit seiner Familie an Bord ist. — Wie sehr muß sich doch Mr. Gould früher geplagt und wie fleißig muß er geparkt haben, um jetzt diese Früchte seines „Entbehrungslohnes“ genießen zu können.

Ein noch nicht gefundener Planet. Bekanntlich wurde der Planet Neptun nach den Berechnungen des Astronomen Leverrier gefunden, welche dieser auf Grund der Störungen des damals als äußersten bekannten Planeten, des Uranus, angefertigt hatte. Man hat nun in ganz ähnlicher Weise aus Störungen in der Bahn einiger Kometen den Schluß gezogen, daß wahrscheinlich noch jenseits des Neptun ein großer Planet um die Sonne kreist. Rumbaste Gelehrte, wie Oppolzer und Walfon sind fest von dem Vorhandensein eines solchen Planeten überzeugt, dem bereits der Name Vulkan, wegen seiner Nähe bei der Sonne, gegeben worden ist. Eben wegen dieser Nähe der Sonne, welche ihn durch ihren Glanz überstrahlt, ist es so ungemein schwierig, den Planeten aufzufinden, und manche angebliche Auffindungen desselben, wie z. B. bei der vollständigen Sonnenfinsternis im Jahre 1878, haben sich als Verwechslungen mit Fixsternen herausgestellt. Der Direktor der Sternwarte in Washington, Mr. D. B. Todd, hat mit seinem 34-zähligen Teleskop nach dem Vulkan, dessen möglicher Platz auf eine ziemlich eng begrenzte Stelle des Himmels beschränkt ist, eine mühsame Nachforschung gehalten, die aber, wie der „Zgl. Rundsch.“ geschrieben wird, ein negatives Ergebnis hatte. Mr. Todd machte nun darauf aufmerksam, daß die Frage am leichtesten durch Sternphotographie wird entschieden werden können, da durch dieselbe die schwächsten Objekte dem Auge wahrnehmbar gemacht werden. Die Auf- findung des satfam besprochenen Rebels in den Plejaden bietet ein Beispiel hierfür. — Es mag hier übrigens der Ort sein, um den Lesern eine Frage zu beantworten, die vielfach an und geräthet worden ist. Es ist nämlich den meisten nicht physikalisch Gebildeten ein Räthsel, daß man am Himmel etwas photographiren könne, was dem Auge an sich unsichtbar ist. Hierauf muß zunächst erwidert werden, daß es gewisse Lichtstrahlen giebt, die eine besonders ausgesprochene chemische Wirkung besitzen und auf das Auge nur wenig einwirken. Ferner aber liegt die Lösung d. s. Problems in der Anhäufung der lange fortgesetzten Lichtwirkungen. Das Auge ist nur im Stande, eine kurze Zeit den Lichtdruck auf die Netzhaut wirken zu lassen. Die photographische Platte aber, obgleich an sich weniger lichtempfindlich als das Auge, wird hundertlang der Wirkung eines und desselben Lichtstrahls ausgesetzt, indem das Fernrohr dem Bilde des Sternes nachbewegt wird. Durch Anhäufung der einzelnen Helligkeiten ergibt sich dann eine auch dem Auge direkt wahrnehmbare große Gesammthelligkeit.

Kleine Mittheilungen.

Hamburg, 20. Juni. (Menschenjagd.) Ein Handwerks- bursche, welcher vorgestern Nachmittag von einem Konstabler verhaftet wurde, weil er auf Rothensbüttel gedrottet hatte, entfloß dem Beamten, lief den Hohlweg entlang und sprang, nachdem er sich seiner Kleidung schon während des Laufens entledigt hatte, in den dortigen Kanal. Er durchschwamm diesen, seine Kleidung in die Höhe haltend und erreichte glücklich Baatenwälder, während ein ihn verfolgender zweiter Konstabler diesen Ort mit einer Felle erreichte und dann am Lande die Verfolgung des Flüchtlings fortsetzte. Dieser, durch einen von der Elbbrücke her auf ihn zukommenden Konstabler in die Enge getrieben, warf rasch entworfenen sämtliche Kleidungsstücke von sich und sprang in die große Elbe. Nachdem er dieselbe ungefähr bis zur Mitte durchschwommen hatte, wurde er von dem Strom erfasst und elbwärts getrieben und später von einem ihm befeindeten Schiffer an Bord genommen und auf hannoverschem Gebiet ans Land gesetzt, von wo er unangehalten seinen Weg fortsetzen konnte.

Burgstädt, (Sachsen.) 19. Juni. Eine große Aufregung entstand am Donnerstag hier in der Verdauerstraße. In der dortigen Seilwasserbude verabreichte die 26 Jahre alte, von ihrem Ehemann getrennt lebende Bergarbeiterfrau Venker Seilwasser. Wiederholt hatte sich deren Ehemann am Donnerstag an der gedachten Bude zu schaffen gemacht. Auch als er nachmittags dort verkehrte, kaufte er sich ein Glas Wasser. Während nun die verehelichte Venker das Wasser ins Glas entließ, erfasste sie plötzlich der Ehemann an den Haaren, zog die Frau über den Büdenthür hinweg und verlegte derselben mittelst eines Taschenmessers mehrere Stiche in Kopf und Nacken. Darauf reinigte er sein Messer vom Blute, äugerte seine Betriedigung darüber, daß, wie er glaubte, er seine Frau getödtet habe und stellte sich freiwillig bei der

Polizei. Zum Glück sind die Verletzungen der Frau nicht lebensgefährlich, frühere Drohungen des Mannes und die ionischen Nebenumstände legen aber die Vermuthung nahe, daß Venker seine Ehefrau vorsätzlich tödten wollte.

München, 18. Juni. Am Dienstag hat sich hier ein junger Mann mit dem Ausrufe: „Ich will den Tod meines Königs sterben!“ in den Stadtbach gestürzt; er wurde aber von herbeigeeilten Personen herausgehoben und scheint durch das kalte Bad von seiner Todessehnsucht geheilt zu sein. — Aus Würzburg wird unter dem gestrigen Datum gemeldet: Die heute erschienene Nr. 142 der „N. Bayer. Landes-Bl.“ wurde konfiszirt. Anlaß hat eine längere Korrespondenz aus München unter der Signatur „König Otto I.“ Der Ausläufer eines hiesigen Geschäfts wurde gestern auf offener Straße irrthümlich, indem er schrie: „Wöder! Zum König will ich, ich will ihn retten! Helft, Leute!“ Nur unter Anwendung größter Gewalt konnte der irrthümlich Gemordene dingfest gemacht werden. Gestern wurden zwei Personen wegen unpassender Äußerungen über die Vorgänge in München verhaftet. — Verhaftungen und Zeitungs-Konfiskationen werden aus vielen anderen bayerischen Städten gemeldet.

Wien, 19. Juni. (Selbstmord auf den Schienen.) Gestern Nachmittag warf sich in der Nähe der Kelenfelder Eisenbahnstation kurz vor Einlangen eines Zuges ein ungefähr 35jähriger, anständig gekleideter Mann auf die Schienen. Eine Rettung des Mannes war nicht mehr möglich und ging der ganze Zug über denselben hinweg. Der schrecklich verstümmelte Leichnam wurde in die Todtenhalle des Hochspitals befördert.

Literarisches.

§ Julius Lippert, Kulturgeschichte der Menschheit in ihrem organischen Aufbau. Stuttgart, Enke 1886. (Erscheint in Lieferungen à 1 Mart.)

Es ist noch nicht lange her, daß J. Lippert seine Laufbahn als soziologischer Schriftsteller begann, heute steht er bereits mit in der ersten Reihe der modernen Soziologen. Seine „Geschichte der Familie“ (1883) und seine „Allgemeine Geschichte des Briefentums“ (1884) haben bereits allseitige Beachtung gefunden, und da Lippert mit einer seltenen Beherrschung des wissenschaftlichen Stoffes eine bedeutende Gabe der Darstellung verbindet, so war er vor allem berufen, weitere Kreise in das Gesamtgebiet der Kulturgeschichte einzuführen. Bisher liegen uns von seinem neuesten Werke vier Lieferungen vor, in welchen er nach einer Einleitung über die allmähliche Entwicklung aller heute dem Menschen gleichsam „angeborenen“ Eigenschaften und Triebe die ursprüngliche Ernährungs- und Lebensweise, die Familien- und Religionsformen, die Entstehung gewisser altruistischer Regungen neben den ursprünglich beschränkt egoistischen, ferner die Sprachverhältnisse und die Ausbreitung der einzelnen Menschheitsstämme bespricht. Daß man hier immer mit Lippert übereinstimmen wird, ist bei der heutigen Unfertigkeit der Soziologie überhaupt nicht möglich. Die Hypothese ist heute noch das mächtigste Hilfsmittel der durch Gomme neubegründeten Wissenschaft und oft sind natürlich für dieselben konstatirten Thatsachen mehrere Hypothesen zur Erklärung denkbar. Lippert's Schriften verrathen überall eine starke Selbstständigkeit des Denkens und da kann es nicht ausbleiben, daß manche seiner Erklärungen Anderen nicht so zwingend erscheinen wie ihm selbst. Aber das liegt, wie gesagt, nicht am Autor, sondern an der Natur des Stoffes, und alles in allem verpricht Lippert's Werk die beste gemeinverständliche Zusammenfassung der soziologischen Forschungen in ihrem heutigen Stande zu werden. Wir empfehlen es daher allen, welche sich für dieses in Deutschland noch immer vernachlässigte Gebiet der Wissenschaft interessieren und werden bei Fortsetzung des Buches noch weiter auf dasselbe zurückkommen.

Sprechsaal.

Die Redaktion stellt die Benutzung des Sprechsaals, soweit Raum besteht abzugeben ist, dem Publikum zur Verfügung von Angelegenheiten allgemeiner Interessen zur Verfügung; sie vermahnt sich aber gleichzeitig dagegen, mit dem Inhalt desselben identisch zu werden.

Bezugnehmend auf den in Nr. 140 des „Berliner Volksblatt“ enthaltenen Bericht des Fachvereins der Steinbrucker und Lithographen fühle ich mich verpflichtet, folgendes richtig zu stellen: Der Sitz des Vorstandes des „Senefelder Bundes“ befindet sich nicht in München, sondern der Zentral-Ausschuß desselben hat sein Domizil in Frankfurt a. M. Außerdem steht der „Senefelder Bund“ mit dem in Frage stehenden Denkmal des Altmeisters Senefelder durchaus in keinem Zusammenhang. In Folge dessen konnte von München aus auch kein Komitee „eingesetzt“ werden. Das Komitee hat sich seiner Zeit an den verschiedenen Orten von selbst gebildet, der Zentral-Ausschuß desselben war wiederum Berlin. Von dieser Stelle erwarten allerdings alle diejenigen, welche zu dem Denkmal beigetragen haben, immer noch einen Rechenschaftsbericht, welcher namentlich durch die öffentliche Anregung wohl bald erfolgen dürfte. Albert Schulz, Vorsitzender, Chorinerstr. 84.

Letzte Nachrichten.

Zur englischen Wahlbewegung. Der konservative Heilsporn Lord Churchill hat ein Manifest an seine Wähler erlassen in welchem er mit sehr scharfen Ausdrücken den Eigennutz, den grenzenlosen Egoismus und die greifbarste Eitelkeit Gladstone's geißelt, welchen allein die gegenwärtige Krise zuschreiben sei, und wirt die Frage auf, wie lange sich die Wähler wohl noch der Autokratie eines Greises, die bereits im Jahre 1868 begonnen habe, unterwerfen würden. Gladstone verlange jetzt ein Plebisit für seine Person, welches an die schlimmsten Tage des zweiten Kaiserreichs erinnere. Churchill beschwört die Wähler, der unendlich gefährlichen Diktatur, welche Gladstone verlange, nicht zuzustimmen.

In dem Prozesse wegen Ermordung des Ingenieurs Watrin in D. cageville hat das Schwurgericht des Neogron-Departements die Angeklagten Bedel zu 5jähriger Zwangsarbeit, Deccure zu 7jähriger, Blanc zu 5jähriger und Cauffman zu 5jähriger Gefängnisstrafe verurtheilt. Die übrigen Angeklagten wurden freigesprochen. — In der Nacht vom 19. zum 20. d. wurde Decageville von einem großen Feuer heimgesucht. Fünf Personen sind in den Flammen umgekommen. Die „Neogron-Bl.“ glaubt, das Feuer sei von den von der Kompanie zurückgewiesenen Arbeitern angelegt worden.

In Bremen ist ein Mauerstreik ausgebrochen. Dem beugnetigten und wiederangestellten Polizeikommissar Meyer scheinen die Reichthumsvorgänge nur zum Vortheil gereicht zu haben. Nach der „Post-Bl.“ soll ihm kurz nach seiner Suspendirung vom Amte eine Gehaltszulage gewährt worden sein. Die Projektionen sind, wie es heißt, von privater Seite gedeckt worden. Man hört auch, daß bald nach Meyer's Verurtheilung eine dessen Verwandten erbittende Eingabe nach Berlin abgegangen ist, welche außer von Bemohnern seines Polizeibezirks von einflussreichen Männern der nationalliberalen und konservativen Richtung unterstützt war. — Die Nationalliberalen dürften natürlich nicht fehlen.

Briefkasten der Redaktion.

D. W. 8. Ihre Einsendung wird in einer der nächsten Nummern veröffentlicht werden.